

Hebelbund Lörrach
Jahresschrift 2012
Heft Nr. 57

Ästhetik, Lyrik und Prosa

Dimensionen der Dichterfreundschaft
zwischen Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg

Festrede von Pfr. PD Dr. Michael Bangert, Basel, Schatzkästlein in Lörrach,
12. Mai 2012

Literarische Begegnungen 2012
Rückblicke

Baden 900
Fröhlich-kreativer Hebel-Abend in Weil am Rhein



Inhalt

Zwei Trauerfälle: Gerhard Leser und Joachim Jensch	1
Einführung: Volker Habermaier / Hans-J. Schmidt	2
Prolog beim Schatzkästlein am 12. Mai 2012: Laura Schächtele	3
Festrede beim Schatzkästlein am 12. Mai 2012: Michael Bangert	5
Hebel dank 2012: Laudatio und Urkunde: Hans-J. Schmidt	48
Literarische Begegnungen 2012: Volker Habermaier	50
Urs Faes, Zürich: 5. Februar 2012	50
Carola Horstmann, Denzlingen, und Ulrike Derndinger, Lahr: 18. März 2012	51
Bernhard Viel, München/Berlin: 7. Oktober 2012	53
Markus Ramseier, Pratteln (Schweiz): 4. November 2012	55
Baden 900: Fröhlich-kreativer Hebel-Abend im Haus der Volksbildung, Weil am Rhein, 22. September 2012: Hans-J. Schmidt	57
Dokumente	58
Hebelpreis	
Hebel dank	
Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach	
Das Präsidium des Hebelbundes Lörrach	62
Termine und Impressum	

Umschlagsbild: Philipp Jakob Becker
(Pforzheim 1759-1829 Erlenbad (Baden))
Bildnis von Johann Peter Hebel, um 1808,
Pastell 28,4 x 61,6 cm
Urheber der Fotografie, Standort und Besitz:
Historisches Museum Basel

Der Hebelbund Lörrach e.V. trauert:

**Am 8. August 2012 verstarb der Ehrenpräsident des Hebelbundes Lörrach,
Dekan i.R. Gerhard Leser, im Alter von 85 Jahren.
Gerhard Leser war viele Jahre lang bis 1999 Präsident des Hebelbundes Lörrach
und in seinen letzten Lebensjahren dessen Ehrenpräsident.**

**Am 11. Januar 2013 verstarb der Schriftleiter des Hebelbundes Lörrach,
Herr Joachim Jensch, im Alter von 72 Jahren.
Joachim Jensch hat die Arbeit des Hebelbundes bereichert durch neue Ideen,
großen Sachverstand und grundlegende Kenntnisse über die RegioTrirhena**

Würdigung Gerhard Leser

Dekan i. R. Gerhard Leser war viele Jahre bis 1999 Präsident des Hebelbundes Lörrach und danach bis zu seinem Tode Ehrenpräsident. Er nahm bis zum Ende seines irdischen Lebens an der Arbeit des Hebelbundes teil – bei allen Sitzungen des Präsidiums war er zugegen.

Gerhard Leser verstand es, den Weg des Hebelbundes Lörrach im Sinne der Gründungskonzeption zu gestalten. Profundes Wissen, klare Perspektiven, Geduld und Humor kennzeichneten ihn; bewundernswert seine Ausdauer und Beharrlichkeit, wenn es darum ging, Zielvorstellungen, die im Präsidium beschlossen waren, praktisch umzusetzen.

So wurde Gerhard Leser eine hochgeachtete Persönlichkeit – er wird es für den Hebelbund Lörrach bleiben.

Hans-J. Schmidt, Februar 2013

Würdigung Joachim Jensch

Joachim Jensch konnte nur vier Jahre bis zu seinem Tode im Präsidium des Hebelbundes Lörrach mitarbeiten. In diesen vier Jahren hat er seine Funktionen als Schriftleiter des Hebelbundes mit großem Einsatz realisiert; nach innen: die notwendigen Protokolle – nach außen: Pressearbeit und die öffentliche Repräsentation des Hebelbundes.

Schon das allein rechtfertigt es, ihn zu würdigen und ihm zu danken. Aber über die „Pflichtaufgaben“ hinaus hat Joachim Jensch das Nachdenken des Präsidiums bereichert durch innovative Zukunftsideen, die das Präsidium gerne entgegennahm und teilweise auch schon umsetzen konnte.

Der Hebelbund Lörrach verliert einen zuverlässigen, einfallreichen Menschen, der sich in der Geschichte und Gegenwart der (heute) RegioTrirhena zuverlässig auskannte.

Hans-J. Schmidt, Februar 2013

Einführung

Liebe Menschen, die Sie Johann Peter Hebel kennen und schätzen,

die Jahresschrift des Hebelbundes Lörrach für das Jahr 2012 folgt einer neuen Zielsetzung: Sie soll künftig alle öffentlichen Veranstaltungen des Hebelbundes dokumentieren, nicht mehr nur und ausschließlich das jeweilige Hebel-Wochenende.

Der Hebelbund Lörrach hat zwei „Standbeine“: die jährliche Hebelveranstaltung (bisher „Hebel-Wochenende“) und die „Literarischen Begegnungen“. Dazu kommen nach gegebenem Anlass auch noch weitere Veranstaltungen. Die Jahresschriften des Hebelbundes hatten bislang ausschließlich ein Thema: das Hebel-Wochenende; wer ohne Mitglied des Hebelbundes zu sein über die „Literarischen Begegnungen“ und andere Anlässe etwas erfahren wollte, war auf öffentlich zugängliche Informationen angewiesen.

Die neue Jahresschrift des Hebelbundes bekommt also eine erweiterte Funktion: Sie will zeigen, was der Hebelbund Lörrach öffentlich anbietet – in Lörrach, aber nicht nur: im Jahre 2012 auch in Weil am Rhein in Zusammenarbeit mit der Stadt Weil am Rhein, dem Kant-Gymnasium in Weil am Rhein.

Der Hebelbund Lörrach orientiert seine Aktivitäten an drei Zielsetzungen:

1. die wissenschaftliche Erörterung des Lebens Johann Peter Hebels und seines Werkes (Hebel-Sonntag),
2. im Sinne Johann Peter Hebels zeitgenössische Sprachkünstler zu Wort kommen lassen (Literarische Begegnungen),
3. die Kinder und jungen Menschen auf Johann Peter Hebel aufmerksam machen (Besondere Veranstaltungen).

Diese „neue“ Jahresschrift beschreibt die nötige Erweiterung der öffentlichen Selbstdarstellung des Hebelbundes Lörrach – die Konzeption des Hebelbundes Lörrach kommt dadurch noch deutlicher zur Geltung.

Nach wie vor werden die Jahresschriften des Hebelbundes Lörrach in der wissenschaftlichen Hebel-Forschung gelesen und zitiert. Hebel ist sowohl „Heimtdichter“ als auch grenzüberschreitend anerkannter Literat, Theologe und Pädagoge.

Auf diesem Hintergrund möchte der Hebelbund Lörrach für alle Unterstützung danken, die ihm aus öffentlichen und privaten Mitteln zukam.

Volker Habermaier und Hans-J. Schmidt
Januar 2013

Das Schatzkästlein am 12. Mai 2012 im Burghof Lörrach

Der Prolog

I woab Nedda

Die Globalisierung hat ihre Vorteile.

Dank Outsourcing in asiatische Billiglohnländer war es einem chinesischen Fachverkäufer für Aquarienzubehör möglich, in einem koreanischen Jumbojet zusammen mit dem holländischen Flugbegleiter Klaas und Tomatensaft aus der spanischen Provinz Valencia in die bayerische Großstadt München zu reisen.

Mit der Digitalkamera vor der Brust lief er durch eine Menge übergewichtiger Lederhosenträger, auf der Speicherkarte befanden sich bereits nach den ersten zehn Metern Bilder von üppigen Dekolletés in engen Dirndl und Bierkrügen in der Größe seines Oberarms.

So schritt der Chinese voran, beobachtete die lachenden Menschen und den blauen Himmel und war sich sicher: Von allen Orten dieser Welt, die er in seinem Leben bereits bereist hatte, war dieser der aller-, allerschönste.

Gerade betrachtete er von außen die unzähligen Zelte, in denen tausende Besucher Platz fanden und die Attraktionen, die mit ihren bunten Lichtern München erstrahlen ließen, als sich ihm die Frage aufdrängte, wie viel dieses Fest wohl kosten musste.

„Entschuldigen Sie“, fragte er den alten Mann zu seiner Rechten in seinem passablen Deutsch, welches er sich im Goethe-Institut Peking angeeignet hatte. „Wel bezahlt das ganze Fest?“

Sei es wegen des erhöhten Alkoholspiegels des Bayern, der bereits die dritte Brezel verspeiste, oder der schlechten Aussprache des Chinesen, der Mann mit der Brezel verstand ihn nicht und antwortete schlicht mit: „I woab nedda.“

„So so?“, kam es von dem Chinesen. „Iwoab Nedda? Was fül ein schönel Name! Vielen Dank!“

Der Bayer sah ihm mit hochgezogener Augenbraue nach, schüttelte den Kopf und murmelte etwas von: „Saupreiß, chinesischer!“ in seinen Bart.

Armer Iwoab Nedda, dachte sich der Tourist, wie er nun weiterschlenderte. Der muss das ganze Fest bezahlen? Und das Jahr für Jahr? Die Zelte, die Stromkosten und die putzigen blau-weißen Plastikhäuschen, Dixi, welche überall zu finden waren?

In Gedanken versunken lief er weiter, bis er links neben sich auf einer kleinen Grasfläche eine Gruppe von fünf Männern entdeckte. Sie lagen halb auf-, halb nebeneinander auf dem Gras, um sie herum bildeten leere Bierkrüge, angebissene Brezeln und kleine Tüten, in denen sich einst gebrannte Mandeln befunden hatten, beinahe einen perfekten Kreis.

„Sauerrei!“, hörte er eine Frau neben sich fluchen, die ihre kleine Tochter von der Grasfläche wegzuziehen versuchte.

„Velzeihung“, sagte der Chinese und tippte der Frau auf einen Träger ihres Dirndls. „Wel läumt das denn alles wieder auf?“

„I woäß nedda“, antwortete die Frau, setzte ein: „Zefix, die Buam sicher nedda!“ hinterher und zog ihre Tochter an der Hand weiter.

„Was?“ rief nun der Chinese laut aus. „Del alme Iwoäß Nedda zahlt nicht nul fül das ganze Fest, sondeln läumt danach auch wieder auf? Was fül ein almel Kell!“

Nicht lange und der Chinese stand vor einem Verkaufsstand. Eine Mischung verschiedenster Gerüche stieg ihm in die Nase.

Da waren die ihm mittlerweile schon vertraut gewordenen gebrannten Mandeln, Zuckerwatte, Crêpes mit Haselnusscreme, Bananen, Marmelade und Honig.

Und inmitten dieses süßen Nirwanas entdeckte er kleine Lebkuchenherzen, allesamt verziert mit Zuckerguss, rosarot, weiß oder blau.

„I love Oktobelfest“, las er vor, ein kleines Mädchen lachte ob seiner Aussprache.

„I love Oktobelfest...entschuldigen Sie“, fragte er nun die Verkäuferin, die ihr graues Haar aus dem Gesicht strich und ihre Arme in die breiten Hüften stemmte.

„Wel hat denn diese ganzen Helzen angefeltigt? I love Oktobelfest, I love Bavalia...“

„I woäß nedda“, antwortete sie und hielt in fest mit ihrem Blick fixiert.

„Bitte? Auch das noch, diesel alme Kell! Ich nehme eines.“

Schnell entschlossen griff er nach einem der Herzen, drückte der Verkäuferin fünf Euro zu viel in die Hand und entfernte sich schnell aus der Menge.

„I love Bavalia...Ich liebe Bayern“, murmelte er. „Na so was. Iwoäß Nedda leistet Unmenschliches hiel, wie muss el seine Heimat lieben? Übel alles!“

Abrupt blieb er stehen, runzelte die Stirn und dachte nach.

„Ich leise so viel um die Welt, wal an all den schönen Olten...und habe dabei wohl velgessen, wie schön meine Heimat doch eigentlich ist.“

Er erinnerte sich an die blinkenden Schaufenster, die schlanken, hohen Häuser und die vielen schönen Menschen in Peking, die freundlichen Bauern in San Yuan und das gute Essen seiner Mutter.

Wann war es zum letzten Mal zu Hause gewesen? Wann hatte er zum letzten Mal die ganze Schönheit seiner Heimat würdigen können? Hatte er seinem Zuhause schon jemals so viel zurückgegeben, wie es Iwoäß Nedda tut, Jahr für Jahr?

Das Heimweh überkam ihn, er fasste sich an das Lebkuchenherz und dachte an Iwoäß Nedda, diesen wunderbaren Mann, der es geschafft hatte, ihm mit seiner Arbeit und Passion die Augen zu öffnen.

„Heute Abend esse ich Pekingente“, beschloss der Chinese und lächelte.

Auf dem Lebkuchenherz vor seiner Brust stand: Dahoam is dahoam.

Laura Schächtele

Die Festrede

„Ästhetik, Lyrik und Politik“

*Dimensionen der ‚ökumenischen‘ Dichterfreundschaft
zwischen Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg*

1. Vorbemerkung

Im selben Jahr 1774, als Ignaz Heinrich von Wessenberg am 4. November in Dresden als Sohn des Oberhofmeisters am dortigen königlichen Hof geboren wurde, trat Johann Peter Hebel – wegen seiner Armut notwendigerweise auf die finanzielle Unterstützung von Förderern angewiesen – ins Karlsruher „Gymnasium illustre“ ein. Die Biographien der beiden späteren Dichter und Kirchenmänner könnte man sich unterschiedlicher kaum vorstellen.

Was allerdings als eine existentielle Analogie zu verstehen wäre, ist bei beiden der frühe Verlust der Mutter. Hebels Mutter erkrankte, als er 13 Jahre alt war, schwer. Sie verstarb in der Gegenwart des Jungen auf dem

Heimweg von Basel nach Hausen. Auch Wessenbergs Mutter, Maria Walburga von Thurn-Valsassina (geb. 1741), starb sehr früh, vermutlich bei der Geburt des jüngsten Kindes im Jahr 1779.¹ Doch während der junge Reichsritter von Wessenberg in einer überaus behüteten Umgebung aufwuchs, war Hebel nach dem Tod der Mutter Vollwaise: Hebels Vater, der aus dem Hunsrück nach Südbaden ausgewandert war, verstarb bereits 1761 an Typhus. Ebenfalls dem Typhus erlag Hebels jüngere, nur wenige Wochen alte Schwester Susanne.²

Die Familie, in die Johann Peter Hebel am 10. Mai 1760 in Basel hinein geboren, war arm. Seine Eltern amtierten im Sommer als Hausdiener in einem bedeutenden Bürgerhaus in Basel. Seine Kindheit verlebte er zur Hälfte in der Stadt am



¹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1: Autobiographische Aufzeichnungen. Hrsg. v. Kurt Aland / Wolfgang Müller. Freiburg i.Br. 1968, S. 176.*

² *Vgl. Johann Peter Hebel: Wesen, Werk, Wirkung, hrsg. von d. Basler Hebelstiftung. Basel 1990, S. 11-17.*

Rheinknie, die damals die größte Stadt der Schweiz war. Die andere Zeit des Jahres lebte die Familie in Hausen im Wiesental, dem Heimatdorf seiner Mutter Ursula. Dort arbeitete der Vater, Johann Jakob Hebel, in der Winterzeit als abhängiger Weber. Hebel selbst bewertet diese Zeit folgendermaßen: „Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein [...] nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig.“³ Wie sich später in seinem Werk zeigte, war Hebel sowohl von Erinnerungen an das urbane Basel als auch an das bäuerlich-ländliche Wiesental geprägt.

Johann Peter Hebel (1760-1826) und Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774-1860) unterhielten vor allem während der gemeinsamen Zeit im badischen Parlament eine Freundschaft und eine lebendige Korrespondenz.⁴ Beide verband über den Tod hinaus, dass sie als „unzeitgemäß“ galten, weil sie mit klassisch-romantisch eingestelltem Blick gelesen wurden.

2. Ignaz Heinrich von Wessenberg

Um das Werden der Freundschaft zwischen Hebel und Wessenberg verstehen zu können, soll nun zunächst der – vermutlich in dem Kreis der HebelFreunde – weitaus Unbekanntere von beiden vorgestellt werden.⁵ Um den poetischen und schriftstellerischen Anspruch Wessenbergs, der ja die „Sachgrundlage“ der Freundschaft mit J.P. Hebel bildete, zu dokumentieren, werden verschiedene Schriften und Gedichte als direkte „Zeugen“ aufgeführt.

Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg-Ampringen war durch seine Herkunft und die damit einhergehende soziokulturelle Prägung – wie Thomas Nipperdey markant formuliert – „noch ein Produkt der feudalen Kirche“⁶. Seine Abstammung aus der schwäbischen Reichsritterschaft bedeutete ihm zeitlebens überaus viel. Die adelige Herkunft begriff Ignaz Heinrich von Wessenberg als Auftrag. Aristokrat sein hieß in seinem Sinne: Verantwortung tragen und sich für das Wohl der Untertanen einsetzen.⁷ Der Erbadel hatte sich als Gesinnungsadel auszuwei-

³ Antrittspredigt vor einer Landgemeinde (www.hausen-im-wiesental.de/jphebel/hebel_antrittspredigt.htm)

⁴ *Karl Foldenhauer*: Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg als Freunde. In: *Badische Heimat* 72 (1992), S. 566. Vgl. *F.A. Kreuz*: Katalog der von Wessenbergischen Bibliothek. Constanz 1863, Nr. 9775-9785.

⁵ Die folgenden Ausführungen zu Wessenbergs Biographie stützen sich vor allem auf: *Michael Bangert*: Bild und Glaube. Ästhetik und Spiritualität bei Ignaz Heinrich von Wessenberg. Fribourg 2009.

⁶ *Thomas Nipperdey*: *Deutsche Geschichte 1800 – 1866*. München 1983, S. 408.

⁷ Der späte Wessenberg wird nicht müde zu betonen, dass es für den Adel von größtem Nachteil sei, sich von der Gesellschaft zu separieren: „Der Gelehrten ausschließlicher Verkehr unter sich ist ihrer Bildung ebenso nachtheilig, als der des Adels eine Abschließung von anderen Ständen.“ (*Ignaz Heinrich von Wessenberg*: *Gott und die Welt*. Bd. 2, Heidelberg 1857, S. 212).

sen.⁸ Auch während der Konflikte mit der römischen Kirchenleitung war diese ritterliche Verpflichtung gegenüber der Heimat und dem Landesherrn für ihn der wesentliche Identifikationspunkt.⁹ Eigenständig erforschte er die Ahnenreihe seiner Familie bis zurück ins 13. Jahrhundert.¹⁰ Seine väterliche Abstammungslinie führte ursprünglich in das Gebiet der heutigen Schweiz.¹¹ Die Ruine der Stammburg findet sich in Mandach im schweizerischen Kanton Aargau. Die Familie gelangte im Verlauf des 15. Jahrhunderts in den Besitz der Dorfherrschaft Feldkirch im Breisgau.¹²

Schon der Großvater, Rupert Florian von Wessenberg, war zum „wirklichen Geheimrat“ des Churfürsten von Sachsen und Königs in Polen aufgestiegen und hatte wichtige diplomatische Dienste übernommen. Dessen Sohn, Johann Philipp Carl von Wessenberg (1717-1794), setzte dieses Dienstverhältnis fort und amtierte von 1746 bis 1776 als Lehrer, Erzieher und Oberhofmeister am kurfürstlich-königlichen Hof in Dresden. Die Vorfahren der Mutter, Maria Walburga von Thurn-Valsassina (geb. 1741) hatten u.a. Ämter in der Verwaltung der Fürststäbe von St. Gallen inne.

2.1. Kultur und Frömmigkeit der Familie von Wessenberg

Über die Herkunftsfamilien seiner Eltern verfügte der nachmalige Konstanzer Generalvikar über ausgezeichnete Verbindungen zu leitenden Personen in Staat und Kirche. Es scheint zu seinen Grundlehren gehört zu haben, dieses Netzwerk zwar diskret, zurückhaltend und taktvoll, aber auch mit großer Selbstverständlichkeit nutzen zu dürfen. In dieser Tradition hat er auch seine Art, Sachverhalte und Verhältnisse wahrzunehmen, ohne das eigene Ich zum handlungsleitenden Faktor zu machen, entfalten können.¹³

Die Familie Wessenberg-Ampringen, mit überschaubarem Besitz im Breisgau und einigen Lehen im Oberelsass¹⁴ ausgestattet, gehörte der großen Gruppe des

⁸ *Werner Bänziger*: „Es ist freilich schwer, sein eigenes Bild mit Treue zu malen ...“. Die Autobiographien von Pestalozzi, Zschokke und Wessenberg. Aarau u.a. 1996, S. 180.

⁹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 80.

¹⁰ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II: Die Briefe Johann Philipps von Wessenberg an seinen Bruder. Hrsg. v. *Kurt Aland*. Freiburg i.Br. 1987, S. 133-134.

¹¹ Weitere Details zum Stammbaum: *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II, S. 922-925.

¹² *Wolfgang Müller*: Wessenberg und der Breisgau. In: *Schau ins Land* 79 (1961), S. 54.

¹³ *Werner Bänziger*: „Es ist freilich schwer, sein eigenes Bild mit Treue zu malen ...“. Die Autobiographien von Pestalozzi, Zschokke und Wessenberg. Aarau u.a. 1996, S. 187.

¹⁴ U.a. in den Dörfern Liebenschwiller, Kappeln, Roppach, Schönenbuch und Biederthal. Vgl. *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II, S. 34. Ein Höhenrücken nördlich des Sundgauer Dörfchens Liebenschwiller trägt noch heute in der Lokaltopographie den Namen „Wessenberg“.

Reichsadels an, die seit Beginn der Neuzeit nicht mehr allein von ihren Gütern leben konnte und daher auf Fürstendienst wie auf die Versorgung der Nachkommen in der Reichskirche angewiesen war. Nach der Rückkehr der Familie vom Dresdener Hof im Jahr 1776 verbrachte Ignaz Heinrich auf dem Familiengut im Breisgau gemeinsam mit vier Geschwistern, je einer jüngeren und einer älteren Schwester sowie je einem älteren und einem jüngeren Bruder, eine heiter-disziplinierte Kindheit, die zudem durch zahlreiche adelige Spielkameraden bereichert wurde.¹⁵ Da die Mutter so früh verstarb, widmete sich der Vater – gemeinsam mit dem Geistlichen Lehrer Abbé Rothenflue (gest. 1825)¹⁶ – intensiv der Erziehung seiner Kinder.¹⁷ Zudem wählte die adelige Familie Wessenberg im Jahr 1782 den begabten Ethiker Ferdinand Geminian Wanker zum Vikar der Pfarrkirche in Feldkirch, um die moralische Bildung der eigenen Kinder und der gesamten Bevölkerung zu heben.¹⁸

Auch scheint es eine Hausdame gegeben zu haben, die bestimmte „mütterliche“ Funktionen für die Kinder übernommen hat. Zudem wird in späteren Briefen verschiedentlich die „Mama“ oder „Maman“ begrüßt.¹⁹ Höchstwahrscheinlich handelte es sich bei der Begrüßten um Franziska von Schaumburg (1754-1822), die der Vater 1786 in zweiter Ehe geheiratet hatte und die auch in späteren Familienkorrespondenzen als „Mama“ bezeichnet wurde.²⁰ Die überaus enge und vertrauensvolle Bindung zu seinen Geschwistern, besonders zu dem älteren Johann Philipp (1773-1858), der später für Österreich wichtige Staatsfunktionen übernehmen wird, rührt aus dieser Zeit.

Ignaz Heinrich von Wessenberg schildert des Öfteren, wie warmherzig und vielfältig sich der Vater um die menschliche und intellektuelle Bildung seiner Kinder kümmerte.²¹ Täglich blieb er mehrere Stunden in ihrer Gegenwart, um mit ihnen zu lesen, zu lernen oder zu spielen. Mit großem Respekt begegnete er den Kindern

¹⁵ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämtliche Dichtungen. Bd. 4. Stuttgart 1934, S. 115-123. Zu den Geschwistern vgl. Franz Xaver Bischof: *Das Ende des Bistums Konstanz*. Stuttgart 1989, S. 253-254.

¹⁶ Die Wessenberg-Brüder haben sich redlich um Rothenflue, den sie in privater Korrespondenz „Minister d'Education“ oder „Sprachmeister“ nennen, und dessen finanzielle Sicherung gekümmert. Vgl. *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II, S. 32-37.

¹⁷ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 118.

¹⁸ Vgl. *Hans J. Münk*: Briefe des Freiburger Moralthologen Ferdinand Geminian Wanker (1758-1824) an Ignaz Heinrich von Wessenberg aus den Jahren 1802-1810. In: *Freiburger Diözese Archiv* 100 (1986), S. 460-486.

¹⁹ Vgl. *Paul Vollmar*: *Die liturgischen Anschauungen des Ignaz Heinrich von Wessenberg*. Zürich 1971, S. 5.

²⁰ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II, S. 170.

²¹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 176-177.

und weckte in ihnen Vertrauen in die Gerechtigkeit und in das Gute.²² Seine Ruhe und Contenance wurden für Ignaz Heinrich zum Lebensmodell, das sich auch in Phasen, die durchaus als Niederlagen und Bedrohungen zu verstehen sind, als tragfähig erwies. In diesen Kontext gehört auch der erstaunliche Umgang mit den damals überaus beliebten Gesellschaftsspielen. Der Vater unterrichtete die Kinder auch in diesem „Fach: „... nicht damit sie geschickte Spieler wurden, sondern damit sie lernten, mit guter Art zu spielen, und auch zu verlieren.“²³ Diese frühe Einübung in die Akzeptanz von Rückschlägen führte zu einer Frustrationstoleranz, die sich in Wessenbergs Biographie als bitter notwendig erweisen sollte.

Das ruhige, konsequente Vorgehen des Vaters förderte – zumindest bei den beiden älteren Knaben – Eigenstand, Selbstgewissheit und Pflichtbewusstsein. Das hohe Maß an Sozialdisziplin, über das der nachmalige Generalvikar lebenslang verfügte, scheint darin zu wurzeln. Diese Individuation verlief keineswegs gradlinig. Ignaz Heinrich von Wessenberg berichtet, wie er als knapp Zehnjähriger eine Weile unter schweren skrupulösen Ängsten litt.²⁴ Zudem sei er überaus ehrgeizig und durch Tadel manipulierbar gewesen.²⁵ Es spricht für die Qualität der Erziehung, dass Wessenberg die Mängel redlich wahrnehmen und mit Freiheit ins Wort bringen konnte. Die Transformation dieser psychischen Konstellationen scheint ihm langfristig gelungen zu sein, allerdings ist die Neigung zu Unermüdlichkeit und Unrast in seiner Lebensart nie gänzlich aufgehoben worden und muss als Hintergrund seiner Handlungsweise mitgedacht werden.

Das Wohlwollen des Vaters konnten die Kinder mit Verehrung und tiefer Zuneigung beantworten: „Unsere Ehrfurcht und Liebe für den Vater waren unbegrenzt.“²⁶ Diese Erfahrung der liebevollen Bejahung der eigenen Existenz kann als ein Grund dafür gelten, dass Ignaz Heinrich von Wessenberg bei der Bewertung von Romanen die „reine Liebe, die nie erlischt“ als künstlerisches Kriterium einführen konnte. Für sein Gottesbild bzw. seinen persönlichen Gottesbezug war die Gestalt des Vaters ebenfalls konstitutiv.²⁷ Nach dem Tod des Vaters fühlt sich Ignaz Heinrich verwaist und verloren, doch es lässt sich seinen Bemerkungen entnehmen, dass er durch die Verarbeitung dieses Verlustes eine neue Erkenntnis in die alles umfassende Vaterschaft Gottes und in die eigene Gotteskindschaft gewinnt.²⁸

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ A.a.O., S. 18.

²⁵ A.a.O., S. 19.

²⁶ A.a.O., S. 18.

²⁷ Vgl. *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II, S. 29.

²⁸ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 179.

Die Familie pflegte eine ausgesprochene „Lernkultur“. Neben der perfekten Aneignung mehrerer Sprachen – Französisch, Latein, Griechisch – sowie dem Studium klassischer Dichtung stand für die Kinder die Lektüre qualitativvoller Werke der damaligen Gegenwartsliteratur auf dem Programm, wobei sie auch mit pädagogischen Schriften vertraut gemacht wurden. Im Bereich der geistlichen Bildung erfreute sich ein Autor besonderer Beliebtheit: François Fénelon de Salignac de la Mothe (1651-1715), vormaliger Erzbischof von Cambrai. Dessen pädagogischen Roman „Les Aventures de Télémaque“ konnte der junge Ignaz Heinrich in weiten Teilen auswendig.²⁹ Fénelon wurde eine wesentliche Referenzgestalt, über die er sein eigenes Schicksal deutete. Wessenbergs Dichterfreund Johann Gaudenz von Salis (1762-1834) bat ihn gleichsam, dessen Rolle für die Gegenwart zu übernehmen.³⁰ Fénelon, in dem er einen großen Mann des Glaubens sah, widmete Wessenberg mehrere Artikel und eine größere Versdichtung.³¹ Auch in spiritueller Hinsicht wurden Fénelons Werke entscheidend: In dem Band „Explication des maximes des saints sur la vie intérieure“ von 1697 beschreibt Fénelon die Mystik als normale Entfaltung des Gnadenlebens. Diese Auffassung von einer christlichen Frömmigkeit des Alltags war wegweisend für Wessenberg. Aus Fénelons Briefen stellte Wessenberg eine Blütenlese zusammen, die er als Basis geistlicher Exerzitien empfahl und wohl auch selbst nutzte.³²

Die Option für eine nach innen gewendete Spiritualität beim Konstanzer Generalvikar hat ihre wesentlichen Wurzeln im Werk des Bischofs von Cambrai. Ohne diesen Einfluss wären die folgenden Gedichtzeilen eher unwahrscheinlich:

O Göttliches!
 Wer dich im Innern nicht empfunden,
 Der wird dich auch von keinem Stern erkunden.³³

Die religiöse Bildung innerhalb der Familie Wessenberg war von Innerlichkeit und Empfindsamkeit, aber auch von ganz traditionellen Frömmigkeitspraktiken geprägt. In diesem Kontext ist das Grabmal, das die Familie dem im Jahr 1809 verstorbenen Vater setzte, aufschlussreich. Das Epitaph in der Dorfkirche von Feldkirch zeigt eine ausgesprochen traditionelle Gestaltung, da die Relief-

²⁹ *Joseph Beck*: Freiherr Ignaz Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Freiburg i.Br. 1862, S. 15.

³⁰ *Johann U. Schlegel*: Die Beziehungen zwischen Johann Gaudenz von Salis und Ignaz Heinrich von Wessenberg. Zürich 1976, S. 218: „Sei unser Fénelon, so weise, mild und gut! / Wer sich im Meinungskampf der Wahrheit treu bewährte, / Wer sich durch hellen Geist und edle Taten ehrte, / Hat blöden Unbill zu ertragen Kraft und Mut.“

³¹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämtliche Dichtungen. Bd. 3. Stuttgart 1834, S. 145-216.

³² *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge nach dem Geiste Jesu und seiner Kirche. Bd. 2. Augsburg 1832, S. 81-96.

³³ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämtliche Dichtungen. Bd. 4. Stuttgart 1834, S. 10.

darstellung eines vor einem Madonnenbild knienden Ritters die Formen des 16. Jahrhunderts aufgreift.³⁴ Offensichtlich war die herkömmliche Ikonographie der Marienverehrung innerhalb der Familie nicht befremdlich, so dass sie einen prominenten Ausdruck finden konnte.

Neben der „Bucharbeit“ und dem Buchwissen hat Johann Philipp Carl von Wessenberg seinen Kindern noch weitere Bildungsfelder eröffnet. Er beauftragte sie mit Gartenarbeit und Naturbeobachtung, wanderte mit ihnen in die Landschaft, lehrte sie fischen und rudern.³⁵ Sehr früh lernten die Heranwachsenden auch das Phänomen „Reise“ kennen. Der Vater bemühte sich, seinen Kindern Landschaften, Kunst und Menschen vorzustellen. So lernte Ignaz Heinrich in der Schweiz den reformierten Theologen, Physiognomiker und Schriftsteller Johann Caspar Lavater (1741-1801) kennen, der ihn als Anwalt eines gefühlsbetonten, undogmatischen Christentums sehr beeindruckte.³⁶ Dann wird auch der Besuch in St. Blasien im Schwarzwald zu einem nachhaltigen Kulturerlebnis des Zwölfjährigen.³⁷ Der eng mit dem Vater befreundete Abt Martin Gerbert (1720-1793), ein reformorientierter und zugleich romverbundener Theologe,³⁸ hatte Kirche und Kloster nach einem Brand unter Leitung des Architekten Pierre Michel d'Ixnard (1723-1795) neu errichten lassen.³⁹ Das frühklassizistische Kirchengebäude, das sich am römischen Pantheon orientiert, entwickelte sich in seiner imposanten Klarheit gleichsam zum Paradigma des Wessenbergschen Kunstverständnisses.⁴⁰ Das hatte in späterer Zeit vor allem in seinen kunsthistorischen Überlegungen eine deutliche Tendenz zur Selektionierung der verschiedenen Kunstepochen zur Folge. Entsprechend der reichsritterschaftlichen Tradition, wurde der Zweitgeborene für den geistlichen Stand vorgesehen. Damit war zugleich eine standesgemäße Versorgung gesichert. Ignaz Heinrich empfing bereits zehnjährig in Konstanz die niederen Weihen und die Tonsur von dem Onkel seiner Mutter, Weihbischof Wilhelm Joseph von Baden. Als Mitglied des stiftsfähigen Adels erhielt er 1791

³⁴ *Georg Dehio*: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II. München 1997, S. 187. Abbildung in: *Wolfgang Müller*: Wessenberg und der Breisgau. In: *Schau ins Land* 79 (1961), S. 55.

³⁵ *Joseph Beck*: Freiherr Ignaz Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Freiburg i.Br. 1862, S. 16-17.

³⁶ Nahezu die gesamten gedruckten Schriften Lavaters fanden sich in Wessenbergs Bibliothek: *F.A. Kreuz*: Katalog der von Wessenbergschen Bibliothek. Konstanz 1863, Nr. 9963-9976.

³⁷ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 19.

³⁸ *Karl Otmar von Aretin*: Das Reich. Friedensgarantie und europäisches Gleichgewicht 1648-1806. Stuttgart 1986, S. 39.

³⁹ Vgl. *Markus Würmseher*: Kirchenarchitektur im Wandel. In: *Alte Klöster – Neue Herren*. Katalog zur Landesausstellung Baden-Württemberg. Bd. 2/1. Ostfildern 2003, S. 163-176.

⁴⁰ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes. Bd. 1. Konstanz 1827, S. 116.

durch sog. „kaiserliche Erstbitten“ eine Dompräbende in Konstanz, 1792 eine solche in Augsburg. Der Prozess der Inbesitznahme der Pfründe zog sich traditionsgemäß über einige Jahre hin.

2.2. Ausbildung und Studium

Ursprünglich stand die Familie den Veränderungen in Frankreich positiv gegenüber. Die Konstituierung der Französischen Nationalversammlung galt sogar als „die Morgenröthe neuer goldener Zeiten“.⁴¹ Doch die Konsequenzen waren wenig angenehm: zunehmende Beunruhigung der Kinder und eine wachsende Zahl an französischen Emigranten auf dem Schloss Feldkirch. So entschloss sich der Vater im Jahr 1790, die Söhne zur weiteren Ausbildung in Rhetorik und Dichtkunst in das Jesuitenkolleg St. Salvator in Begleitung eines Hofmeisters nach Augsburg zu schicken. Diese Schule galt als „Mittelpunkt des aufklärerischen Widerstandes in Süddeutschland“.⁴² Für Ignaz Heinrich von Wessenberg war sie das „Arsenal des Obskurantismus“.⁴³ Hier war er zwar als Schüler erfolgreich. Mehrfach gewann er die ersten Preise der Schulwettbewerbe. Doch sowohl die scholastische Denkweise der Jesuiten, als auch die uninspirierte, oberflächliche Form der Wissensvermittlung enttäuschten den Schüler Wessenberg. Zudem kam sein geliebtes Deutsch nicht zum Zuge. Insgesamt fühlte er, dass sein „Gemüth“, also das Kernstück menschlicher Empfindung, nicht vom Unterricht berührt worden sei. Die tiefe und beharrliche Abneigung gegenüber der „Societas Jesu“, die sich seiner spätestens seit dem Aufenthalt in St. Salvator bemächtigt hatte, blieb Wessenberg Zeit seines Lebens erhalten.⁴⁴ Zudem tat er alles, diese zu perpetuieren. Die hintergründige und bisweilen ambivalente Ekklesiologie der „Societas Jesu“, die in den bedrohlichen Kirchenerfahrungen ihres Gründers wurzelt, musste ihm aufgrund seines Anspruchs auf Gradlinigkeit verschlossen bleiben.⁴⁵ So blieben die Jesuiten für ihn, der sich in deren Ablehnung dem großen Blaise Pascal (1623-1662) verwandt fühlte⁴⁶, die „schlaueste Kaste der modernen Pharisäer“.⁴⁷ Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass der damalige Phänotyp des Ordens, wenn er

⁴¹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 19.

⁴² *Wolfgang Müller*: Wessenberg und seine Bemühungen um die Bildung der Priester. In: *Georg Schwäiger*, (Hg.): Kirche und Theologie im 19. Jahrhundert. Göttingen 1975, S. 41.

⁴³ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 178.

⁴⁴ Vgl. u.a. die drei kleineren Schriften über den Jesuitenorden: *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. III: Kleine Schriften. Hrsg. v. *Kurt Aland / Wolfgang Müller*. Freiburg i.Br. 1979, S. 395-419.

⁴⁵ Vgl. *Peter Knauer*: „... für das wahre Gespür in der streitenden Kirche“ – Ignatius von Loyola. In: *Mariano Delgado / Gotthard Fuchs* (Hgg.): Die Kirchenkritik der Mystiker. Prophetie aus Gotteserfahrung. Bd. 2: Frühe Neuzeit. Fribourg 2005, S. 163-181.

⁴⁶ Vgl. *Blaise Pascal*: Les provinciales. Cologne 1657.

⁴⁷ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 84.

sich auch nicht darin erschöpfte, oftmals intrigante und intransigente Aktivitäten entwickelte.⁴⁸ Sein Vorbehalt gegenüber Ordensgemeinschaften insgesamt machte Ignaz Heinrich von Wessenberg unfähig, in diesem Feld Koalitionen zu bil-



den; in seiner Auseinandersetzung mit den Redemptoristen hat er zum Beispiel fraglos die kircheninterne Macht der Orden als auch deren unerbittliche Rivalität unterschätzt.⁴⁹

Im Herbst 1792 wechselte Ignaz von Wessenberg gemeinsam mit dem jüngeren Bruder Alois an die Hochschule nach Dillingen, die nach ihrer Neuorganisation eine reichsweite Anziehungskraft ausübte.⁵⁰ Diese Ausstrahlung lebte im Wesentlichen von den Persönlichkeiten der Professoren Johann Michael Sailer (1751-1832), Joseph Weber (1753-1831) und Patriz Benedikt Zimmer (1752-1820). Dieses Dreigestirn förderte zum einen den Zugang zur Hl. Schrift und zur Patrologie. Und zum anderen suchten diese Gelehr-

ten eine kreative Antwort auf die Herausforderung, die der von katholischer Seite oftmals verteufelte Philosoph Immanuel Kant (1724-1804) mit seinen Überlegungen darstellte. Durch umfangreiche Privatstudien vorbereitet, fand Wessenberg die Kant'sche Philosophie „weit klarer und schärfer in den Begriffen, als alles, was sie bisher gelesen hatten.“⁵¹ Für die Lerngemeinschaft der beiden Brüder war diese philosophische Auseinandersetzung von „höchstem Reiz“, beide fühlten sich „dabei höchst glücklich.“⁵² Nur während dieser Phase hat sich Ignaz Heinrich von Wessenberg in solcher Weise als froh und erfüllt beschrieben. Der „intellektuelle Eros“ gehörte für ihn offensichtlich zu den wesentlichen Glückstransmittern seines Lebens. Sein Wissensdurst wurde gestillt und in der Stillung wuchs neuer Durst. So erhielt Wessenberg in der Dillinger Zeit seine entscheidende theologisch-philosophische Prägung.

Nachdem die Brüder nahezu zwei Jahre in Dillingen studiert hatten, starb der geliebte Vater. Zudem änderte sich die Qualität der Hochschule von Grund auf: Die

⁴⁸ Vgl. *Helmut Feld*: Ignatius von Loyola. Gründer des Jesuitenordens. Köln 2006, S. 241-340.

⁴⁹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 85.

⁵⁰ A.a.O., S. 118 u. 128.

⁵¹ A.a.O., S. 179.

⁵² Ebd.

geschätzten Professoren verloren durch Denunziation und Intrige ihre Anstellung. Die Kommilitonen empörten sich öffentlich, um die Rückkehr der akademischen Lehrer zu erzwingen. Den Wessenberg-Brüdern war dieser plebejische Auftritt fremd. Sie wandten sich persönlich an Clemens Wenzeslaus von Sachsen (1739-1812), Kurfürst von Trier und Fürstbischof von Augsburg, der für die Causa zuständig war. Der ehemalige Zögling ihres Vaters war gerade in Dillingen präsent. Ihm trugen die Brüder ihre Anliegen im direkten Gespräch vor. Hier zeigte sich schon ein zukünftiger Grundzug des Handelns Wessenbergs: Er war kein Mann der großen Geste. Ein Volkstribun war er schon gar nicht. So wählte er eher die diplomatischen Wege als die Konfrontation. Zudem wusste er die ihm zugänglichen Netzwerke effektiv zu nutzen, auch wenn seine Intervention in dieser Causa wirkungslos blieb.

Obwohl Ignaz Heinrich von Wessenberg nach diesen Unruhen im Oktober 1794 nach Würzburg wechselte, blieb der Kontakt zu Sailer in freundschaftlicher, ja bisweilen zärtlicher Weise erhalten.⁵³ Sailer war gerade in den ersten Amtsjahren des jungen Generalvikars der wesentliche Ratgeber und Mahner. Die Ausrichtung der Theologie auf die unmittelbare Seelsorge hat Wessenberg von seinem Dillinger Lehrer dauerhaft übernommen, wie auch die Christozentrik seiner Theologie. Johann Michael Sailer verfügte über eine große Weitherzigkeit gegenüber geistigen Bewegungen, was dazu führte, dass er mit unterschiedlichsten und durchaus umstrittenen Formen der Frömmigkeit in Kontakt kam. Im geduldigen Umgang mit volksfrommen Phänomenen zeigte sich sicher ein Unterschied zwischen Sailer und Wessenberg. Sailer, der durch seine Herkunft aus einer Schumacher- bzw. Kleinbauernfamilie keinem kulturellen Kanon verpflichtet war, konnte sehr viel eher geistliche Gärungsprozesse und unruhige Geister, z.B. den Dichter Clemens Brentano (1778-1842), gelten lassen. Obwohl es mancherlei Differenzen zwischen der romantischen Bewegung und Ignaz Heinrich von Wessenberg gab, schöpften sie gemeinsam bei Sailer aus derselben Quelle. Beide inspirierte Johann Michael Sailer mit seiner Fähigkeit, in gebildetem Deutsch über theologische Dinge zu sprechen, und mit seiner Vermittlung der abendländischen Mystik. Wessenberg nahm beispielsweise die Anregung Sailers auf, die geistlichen Werke Friedrich von Spees (1591-1635) zu studieren. Dessen Gedichtzyklus „Trutz-Nachtigall“, der von einer Atmosphäre „minnevoller“ Frömmigkeit erfüllt ist, gab er in Auswahl und in eigener Übertragung 1802 neu heraus. Gerade die den Spee-Bearbeitungen vorangesetzte Vorrede (datiert am 26. Mai 1801) demonstriert freilich – bei aller Hochachtung vor dem „muthvollen Bekämpfer der Vorurteile seines Zeitalters“⁵⁴ – den rücksichtslosen Willen zur Adaption der alten Texte an die Geschmacksdirektiven und den naturtheologischen Moralismus der Aufklä-

⁵³ *Fridolin Amann*: Die Beziehungen zwischen Sailer und Wessenberg, auf Grund von Briefen dargestellt. In: Freiburger Diözesan-Archiv 69 (1949), S. 188.

⁵⁴ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämtliche Dichtungen. Bd. 2. Stuttgart 1834, S. 289.

rungspoetik.⁵⁵ Symptomatisch ist die Entwicklung des literarischen Urteils, das Clemens Brentano in Bezug auf Wessenbergs Spee-Edition abgab: 1806 lobte er in einem Brief an Wessenberg noch die Ausgabe der „Trutz-Nachtigall“, um in der eigenen Edition desselben Werkes 1817 – als das kirchenamtliche Scheitern Wessenbergs sich abzeichnete – dessen Übertragung als „wohlgemeinte, aber übel gelungene Aufstutzung“ zu qualifizieren.⁵⁶

In Würzburg widmet sich Ignaz Heinrich von Wessenberg ab Herbst 1794 vor allem der juristischen Ausbildung. Die fürstbischöfliche Universität in Würzburg galt damals als die fortschrittlichste katholische Hochschule in Europa. Wesentlich für Wessenberg aber wurde in Würzburg vor allem die Begegnung mit Carl Theodor von Dalberg (1744-1817), dem späteren Fürstprimas der Reichskirche. Insgesamt herrscht bei Wessenberg in dieser Zeit eine sehr optimistische Weltansicht vor, in die sich geradezu euphorische Züge einflechten. Er weiß sich wirtschaftlich versorgt und hat interessante Angebote für den beruflichen Einsatz in der Kirche. Er spürt ein kräftiges Macht- und Geltungsstreben: „Sie faßten keinen anderen Gedanken, als sich für jenen Beruf tüchtig zu machen, der sich im schönsten Lichte darstellte, dieweil er manche Anlässe bot, auf das Wohl ganzer Länder in religiöser und politischer Hinsicht einzuwirken.“⁵⁷ Die politischen und militärischen Umstände ließen es doch schon im Sommer 1796 nicht mehr opportun erscheinen, in Würzburg zu verbleiben, sodass Ignaz Heinrich von Wessenberg gemeinsam mit dem jüngeren Bruder Alois in das sicher geltende Wien wechselte. Hier trafen sie auf den älteren Bruder Johann Philipp, der bereits im österreichischen Staatsdienst stand.

Der Studienschwerpunkt scheint in Wien im Bereich der Geschichtswissenschaften gelegen zu haben. Kirchengeschichte studierte Wessenberg bei dem im Josephinismus protegierten, später aber von seinem Lehrstuhl entfernten Matthias Dannenmayer (1744-1805).⁵⁸ Seine geschichtlichen Auffassungen konnte er im Gespräch mit dem Schweizer Historiker und Universalgelehrten Johannes von Müller (1752-1809) vertiefen. Diesem Kontakt zum „Tacitus der Schweiz“ verdankte Wessenberg wesentliche Verständnishilfen und konstruktive Hinweise, die in seinen späteren historischen Arbeiten weiterwirkten. Wie sehr sich die Positionen Müllers und Wessenbergs voneinander entfernten, zeigt nichts so nachhaltig wie die je länger je stärker divergierende Bewertung der Person Napoleon Bo-

⁵⁵ *Wilhelm Kühlmann*: Platonische Spätaufklärung und postjosephinistischer Klassizismus: Ignaz Heinrich von Wessenberg und sein poetisches Werk. In: *Achim Aurnhammer / Wilhelm Kühlmann* (Hgg.): *Literarisches Leben im deutschen Südwesten von der Aufklärung bis zur Moderne*. Bd. 1: *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus*. Freiburg i.Br. 2002, S. 353.

⁵⁶ *Paul Laven*: Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg. Ein Beitrag zum Kulturproblem des Katholizismus in der deutschen Aufklärung und Romantik. Freiburg i.Br. 1925, S. 138.

⁵⁷ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 180.

⁵⁸ *Karl Kabus*: Ignaz Heinrich von Wessenbergs geistige Gestalt im Lichte seines Kirchenbegriffs. Eine Studie zur Aufklärung im katholischen Deutschland. Köln 1964, S. 18-21.

napartes. Während Müller 1807 dem französischen Kaiser in einer umstrittenen Rede in Berlin mit großer historiographischer Geste huldigte, blieb der Reichsritter Wessenberg in Bezug auf den französischen Kaiser zeitlebens skeptisch. Zudem scheint ihm die besondere Melange von Homosexualität, gesteigerter Frömmigkeit und politischer Mutationsfreude, die in Müllers Werk oftmals erstaunlich präsent wird, zunehmend suspekt geworden zu sein.⁵⁹ Obwohl Müller im napoleonischen Modellstaat Westphalen als Premierminister und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts amtierte, nahm Wessenberg keinen relevanten Bezug auf sein Werk.⁶⁰

In dem Wiener Jahr absolvierte Wessenberg auch eine Art Praktikum bei einem „Reichsagenten beim Reichshofrath“, um sich mit dem Ablauf der politischen Geschäfte vertraut zu machen.⁶¹ In Wien bekam Wessenberg als Verwandter des einflussreichen Grafen Clemens von Metternich (1773-1859) rasch Zutritt zu den etablierten Kreisen der Gesellschaft. Den Minister Metternich und seine Politik schätzte Wessenberg nicht. Von diesem Pragmatiker und seiner politischen Umgebung, die er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen anekdotisch karikierte und wo Wessenberg manchen „naiven Edelmann“ sah, unterschied er sich durch die ethische Berufsauffassung und die disziplinierte Leistungsbereitschaft.⁶²

2.3. Kirchendienst und weiterer Lebensweg

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Wessenberg von seiner Abstammung und Ausbildung her für eine Karriere in der römischen Kirche prädestiniert war. Die kirchenpolitischen, sozialen und finanziellen Voraussetzungen ließen fraglos eine große Karriere erwarten.

Und so kommt es auch: Anfang 1799 empfing Wessenberg die Subdiakonatsweihe und konnte im Verlauf des Jahres sein Amt als vollberechtigtes Mitglied des Domkapitels in Konstanz antreten.⁶³ Zugleich wurde er Mitglied der Geistlichen Regierung in Augsburg. Dort verblieb Wessenberg wegen der unsicheren Verhältnisse im Land und traf im Mai 1800 Carl Theodor von Dalberg, der im Januar desselben Jahres das Bistum Konstanz als Fürstbischof übernommen hatte. Dalberg trug ihm das Amt des Generalvikars an. Wessenberg stimmte zu, obwohl ihm ein vergleichbares Angebot von Seiten des Fürstbischofs von Augsburg vorlag.⁶⁴ Der junge Wessenberg hatte offensichtlich die Anerkennung zwei der wichtigsten Gestalten der Reichskirche gewinnen können. Es spricht für sich, dass er nicht

⁵⁹ Vgl. *Gustav Seibt*: Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung. München 2008, S. 57-66.

⁶⁰ Vgl. *Michael Eissenhauer* (Hrsg.): König Lustik!? Jérôme Bonaparte und der Modellstaat Königreich Westphalen. Katalog zur Hessischen Landesausstellung 2008. München 2008, S. 109 u. 389.

⁶¹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 119.

⁶² A.a.O., S. 22.

⁶³ A.a.O., S. 119.

⁶⁴ Ebd.

lange mit diesen Angeboten kokettierte, sondern sich eindeutig für eines entscheiden konnte.

Das Bistum Konstanz war von ausgreifender Größe in Hinsicht auf die geistliche Jurisdiktion, jedoch in Bezug auf die weltliche Herrschaft eher schmal und zersplittert. Die fürstbischöflichen Hoheitsrechte waren Ende des 18. Jahrhunderts teilweise umstritten und die finanzielle Lage prekär.⁶⁵ Der Amtsantritt in Konstanz verzögerte sich, weil sich die Stadt fest in der Hand der französischen Armee befand.

Bezeichnend für die Eigenart seiner Persönlichkeit ist, dass Ignaz Heinrich von Wessenberg während seiner Adoleszenz, in der sich politische und gesellschaftliche Umwälzungen von historischem Ausmaß ereigneten, zwar zum einen ruhig, beherrscht und asketisch lebte, zum anderen aber in einem reichen, kreativen Prozess stand. Das Erlebte und Ersehnte gewann eine künstlerisch verdichtete Form: Bereits im Jahr 1800 erschien ein erster Gedichtband bei Orell & Füssli in Zürich, in dem Wessenberg Auskunft über seinen Weltbezug und seine Weltsicht gab.⁶⁶ Diese Sammlung beurteilte Wessenberg im Nachhinein eher skeptisch:

„[...] beging ich die Thorheit, eine Sammlung von Gedichten nach Zürich zum Druck zu senden. [...] als ich die Sachen gedruckt wieder las, ward mir zu meinem Schrecken klar: den mehrsten fehle der poetische Geist und die klassische Form in solchem Maße, daß die Kritik leichtes Spiel habe, sie unter den Kehrlicht zu werfen.“⁶⁷

Trotz solcher „Thorheiten“ blieben Kunst und Ästhetik für sein Innenleben von zentraler Bedeutung; mit ihrer Hilfe versicherte er sich seiner selbst. Hier fand sein „Gemüth“ die Gelegenheit, den inneren Überzeugungen und Empfindungen Raum und Sprache zu geben. Durch die Kunst eröffnete sich ihm die Dimension Gottes: „Bei den vielen Kämpfen und Mühsalen, welche ich in meinem Berufsleben zu bestehen hatte, gewährte mir die Kunst, insbesondere die Dichtkunst, eine Labsal und eine Erholung, wofür ich dem Geber alles Guten nicht genug zu danken vermag. Sie war wie ein freundlicher Himmelsbote, der mir, wie dem Psalmisten David, das Gemüth erheiterte, erhob und stärkte.“⁶⁸

Ein erster Einsatz führt ihn 1801 zur Tagsatzung der Helvetischen Republik nach Bern, nachdem er durch Dalberg als Mitglied der Geistlichen Regierung in Kon-

⁶⁵ Vgl. *Manfred Weitlauff*: Dalberg als Bischof von Konstanz und sein Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg. In: *Karl Hausberger* (Hg.): Carl von Dalberg, der letzte geistliche Reichsfürst. Regensburg 1995, S. 35-37.

⁶⁶ *Kurt Aland*: Wessenbergstudien III. Das Schrifttum Ignaz Heinrich von Wessenbergs. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* N.F. 66 (1957), S. 480.

⁶⁷ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 92.

⁶⁸ Ebd.

stanz installiert worden war.⁶⁹ Wessenberg verfasste umfangreiche Dossiers, die vom Versuch eines Ausgleichs zwischen den Interessen der Republik und denjenigen der Kirche geprägt waren. Mit hohem Respekt begegneten sich die Verhandlungspartner, und die „Wirksamkeit des geistlichen Hirtenamtes“ wurde in den schweizerischen Bistumsteilen gewahrt.⁷⁰ Die Mission kann als Erfolg angesehen werden, da es Wessenberg gelang, das kirchliche Eigentum zu sichern. Die wirtschaftliche Basis der kirchlichen Tätigkeiten wurde dadurch verbessert, dass Kirchenbesitz nicht zu privatem Vorteil, sondern lediglich zu religiösen bzw. sittlichen Zwecken säkularisiert werden konnte.⁷¹ Zudem sorgte er für die materielle Sicherung von Religionslehrern und Geistlichen. Vermutlich konvergierten die Auffassungen Wessenbergs und die der helvetischen Vertreter über das Zusammenspiel von Kirche und Staat.

Am 20. April 1802 trat Ignaz Heinrich von Wessenberg sein Amt als Generalvikar und Präsident der Geistlichen Regierung in Konstanz an. Als eines seiner ersten Ziele nannte er erstaunlicherweise eine spirituelle Ausbildung von Geistlichen, damit diese „selbst das Licht und die Kraft der göttlichen Lehre inne“ hätten.⁷² So war er beständig im Meersburger Priesterseminar präsent. Die dortige „berufspraktische“ Bildungsarbeit erfüllte ihn.⁷³ In der Begegnung mit den Studenten kam er seinem inneren Auftrag nahe: „Die im Seminar verbrachten Tage, so vielbeschäftigt sie waren, gehören zu meinen vergnügtesten und erheiterndsten.“⁷⁴ Die Sorge um die Formung des priesterlichen Nachwuchses führte dazu, dass er die Eignungskriterien für das Priesteramt sehr deutlich benannte: „Lieber gar keine Geistlichen als geistesträge Ignoranten, von denen einer mehr verdirbt, als ein Halbdutzend brave Männer gut machen können.“⁷⁵ Überhaupt lässt sich sagen, dass Wessenberg an den Punkten, die er für wesentlich und interventionssensibel hielt, seine Ansichten und sein Wollen eindeutig, mit Nachdruck und bisweilen ohne jede Konzilianz vertrat.⁷⁶

Ignaz Heinrich von Wessenberg gehörte nicht zu den Adeligen, die sich nach der Säkularisation gramvoll oder jammernd aus der Öffentlichkeit zurückzogen, um die ihnen zugewiesenen Leibrenten zu verzehren. In einem Brief von 1802 fasst

⁶⁹ A.a.O., S. 119-120.

⁷⁰ A.a.O., S. 27-28.

⁷¹ Vgl. *Franz Xaver Bischof*: Das Ende des Bistums Konstanz. Stuttgart 1989, S. 182-190.

⁷² *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 120-121.

⁷³ Vgl. *Markus Ries*: Der Wandel von Priesterausbildung und Priesterausbildungsstätten nach der Säkularisation. In: *Rolf Decot* (Hg.): Kontinuität und Innovation um 1803. Mainz 2005, S. 235.

⁷⁴ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 30.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Vgl. u.a. *Hans J. Münk*: Briefe des Freiburger Moraltheologen Ferdinand Geminian Wanker (1758-1824) an Ignaz Heinrich von Wessenberg aus den Jahren 1802-1810. In: Freiburger Diözese Archiv 100 (1986), S. 472-481.

sein Onkel, Probst Alexander Franz von Wessenberg (1734-1805), dem Neffen gegenüber, die Zeitempfindung zusammen: „Je ne vous parle pas de la triste et irréparable situation des nos affaires!“⁷⁷ Mit Bitterkeit erlebt dieser den Niedergang der adelig-klerikalen Lebenswelten. Die Grundlagen seiner Existenz und seiner Sinnstiftung zerbrachen, während der Niedergang des Reiches die staatswerdenden Fürstentümer bevorzugte. Auch wenn der alte Domherr nicht in Lamentationen verfiel, ist er doch von der schrecklichen Ausweglosigkeit der Lage überzeugt. Sein Neffe dagegen übernahm in etwa zeitgleich mit dem genannten Brief voll Tatkraft sein neues Arbeitsfeld in Konstanz. Es spricht für die Eigenart der seelisch-charakterlichen Konstitution Wessenbergs, dass er davon überzeugt war, in der verwirrenden Gegenwart durch energisches und kluges Handeln dem Guten zum Durchbruch verhelfen zu können:

„Das Bild eines großen, geistig-religiösen Berufs [...] stand mir unaufhörlich vor der Seele, und mein Entschluß, ganz diesem Beruf zu leben, und ihm mit Beseitigung aller selbstischen Rücksichten mein volles Kraftmaß zu widmen, brachte Klarheit, Heiterkeit und Zuversicht in mein Inneres, die mich inmitten unter Kämpfen und Mühseligkeiten nie verzagen ließen. [...] Ich setzte mein volles Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit.“⁷⁸

Die Erneuerung der Seelsorge, die Förderung „ächt christlichen Lebens“ und die Ausrottung der Unordnungen waren seine erklärten Ziele bei der Ausübung des Amtes. Die heftigen Widerstände hatte er vor Augen. Die historischen Verwerfungen der Zeit machten die Herausforderung noch größer. Neben seiner tiefen Überzeugung von der Unzerstörbarkeit der „christkatholischen Kirche“, dieser „Grundveste der Wahrheit“, wurde für den Generalvikar sein „inneres Arbeitsprogramm“ richtungsweisend. Er schreibt, dass:

„[...] ich es mir zur Aufgabe gemacht [habe], die Unabhängigkeit meines Geistes von den obwaltenden Tagesmeinungen und von allen Parteiungen unversehrt zu bewahren. Dies hielt ich zur Behauptung eines selbständigen Charakters für durchaus nothwendig, [...] um seinem Gewissen und seiner Überzeugung treu zu bleiben. Dem Beschluß, mich durch nichts von Beobachtung dieser obersten Lebensvorschrift abwendig machen zu lassen verdank' ich es, in wichtigen Dingen nie schwankend geworden zu sein.“⁷⁹

⁷⁷ *Christine Roll / Heide Strathenwerth*: „La triste et irréparable situation“. Stimmungsbilder aus der Adelsgesellschaft während der Säkularisation. In: *Jörg Engelbrecht / Stephan Laux* (Hgg.): *Landes- und Reichsgeschichte*. Bielefeld 2004, S. 325.

⁷⁸ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 29.

⁷⁹ A.a.O., S. 30.

Mit dieser inneren Ausrichtung begann Wessenberg die Reorganisation des Bistums auf unterschiedlichsten Ebenen. Vorgängig analysierte der Generalvikar die Gesamtlage, schuf neue Verwaltungsstrukturen und verbesserte die Kommunikationswege durch die Einrichtung einer pastoralen Zeitschrift für den Klerus. Liturgiereformen, Entwicklung des Büchereiwesens, Errichtung von Volksschulen, Vertiefung der biblischen Kenntnisse und Beseitigung abergläubischer Praktiken gehörten ebenso zum Reformprogramm wie die Sicherung der wirtschaftlichen Grundlage des Bistums.⁸⁰ Wobei er Aberglaube nicht religionsphänomenologisch definierte, sondern in seiner theologischen, rationalen und ethischen Fehlfunktion zu verstehen suchte:

„In Unkenntniß Gottes und der Natur, in Abweichung von ihren ewigen Gesetzen und in Vernachlässigung der von Gott und Natur dargebotenen Mittel besteht das Wesen des Aberglaubens. Furcht und Unmäßigkeit sind die Haupttriebfedern seiner Macht.“⁸¹

Im Juli 1812 weihte Carl Theodor von Dalberg seinen Konstanzer Vikar in Fulda zum Priester. Diese Weihe scheint Wessenbergs Frömmigkeitspraxis nicht wesentlich verändert zu haben.⁸² Trotz seiner Wertschätzung für die eucharistische Kommunion nahm die Zelebration der Eucharistiefeyer entsprechend den Gepflogenheiten der Zeit für ihn keine herausgehobene Stellung ein.⁸³ Doch seine „ars celebrandi“ hinterließ bei vielen Pfarrern und Gemeindegliedern einen tiefen Eindruck.⁸⁴ In einem poetischen Entwurf verortet er das besondere Priesteramt im Bereich der persönlichen Frömmigkeit und nicht in der hierarchischen Funktion:

Doch hat in der Schöpfung Hallen
Der Gedank': Unendlichkeit,
Und der Trieb, dir zu gefallen
Mich vor allem
Zu der hohen Priesterschaft geweiht.⁸⁵

⁸⁰ A.a.O., S. 32-33.

⁸¹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Bd. 1, 188.

⁸² In einer poetischen Verarbeitung dieser Erfahrung bestimmt Wessenberg als die Hauptaufgaben des Priesters eben auch nicht die Eucharistiefeyer, sondern Verkündigung, Einheit, caritative Hilfe und Hirtentätigkeit. Die zentrale Quelle des Priesteramtes aber ist „Die ew'ge Liebe, die die Welt regiert.“ Vgl. *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämmtliche Dichtungen. Bd. 4. Stuttgart 1834, S. 36-37.

⁸³ *Karl Kabus*: Ignaz Heinrich von Wessenbergs geistige Gestalt im Lichte seines Kirchenbegriffs. Eine Studie zur Aufklärung im katholischen Deutschland. Köln 1964, S. 47.

⁸⁴ Vgl. *Otto Gilg*: Christkatholizismus in Luzern. Luzern 1946, S. 192.

⁸⁵ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämmtliche Dichtungen. Bd. 3. Stuttgart 1834, S. 237.

Das Selbstverständnis als Priester lässt sich am ehesten im Rückschluss über die Vorgaben der damaligen Zeit zum Priesteramt allgemein erkennen. Wessenberg war bezüglich des Priesterideals „kein christlich verbrämter Aufklärer“⁸⁶. Er blieb nicht bei einem staatlich propagierten Leitbild des Volks- und Glückseligkeitslehrers stehen. Auch im Sinne der Prägung durch Johann Michael Sailer stellte er fest:

„Der Geistliche ist kein Schüler der Stoa, kein Krämer und Marktschreier der Zeit-Philosophie [...] kein Professor irdischer Glückseligkeitslehre, am wenigsten ist er [...] der Lehrer einer bloß politischen Moral.“⁸⁷

Er wollte ein Verständnis vom priesterlichen Amt, wie es „Zug um Zug von der Heiligen Schrift dargestellt wird.“⁸⁸ Durchaus im Bewusstsein des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen verlangte Wessenberg als Vertreter des Bischofs von den Priestern als den „Bevollmächtigten des Herrn“, dass sie vorrangig geistlich seien.⁸⁸ Neben allen asketischen Übungen und Tugenden sollte die Arbeit an der Heiligen Schrift auf dieses Ziel hin förderlich sein. Leben und Wirken des Priesters bedürften der stetigen, engen Verbindung mit dem Haupt der Kirche, Jesus Christus. Das Ziel dabei sei, die Gläubigen wiederum zu einer solchen innigen Verbundenheit hinzuführen.⁸⁹ Dabei spielt die seelsorgliche Fähigkeit, Menschen zu trösten und aufzurichten, eine entscheidende Rolle.⁹⁰ Die Maßstäbe, die Wessenberg – auch bezüglich der Zölibatsverpflichtung – anlegte, sind streng. Doch seine vernunftorientierten Positionen sahen auch ein pragmatisches Reglement für diejenigen Priester vor, die die Ehelosigkeit aufgeben wollten. Er wünschte diesen die Möglichkeit der Rückkehr in den Laienstand oder den Übertritt zum griechisch-katholischen Ritus:

„Warum sollte ihnen die Kirche nicht helfen, damit sie in einem anderen Stand Gott dienen? [...] Die außerordentlichen Umstände, in welche die Weltereignisse die Kirche versetzt haben, fordern außerordentliche Hilfsmittel.“⁹¹

⁸⁶ Konrad Baumgartner: Bemühungen um Seelsorge und Seelsorger im Kreis um Sailer und Wessenberg. In: Georg Schwaiger (Hg.): Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 35 (2001), S. 25.

⁸⁷ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Bd. 2, S. 3-4.

⁸⁸ Erwin Keller: Das Priesterseminar Meersburg zur Zeit Wessenbergs (1801-1827). In: Freiburger Diözesan-Archiv 97 (1977), S. 193-194.

⁸⁹ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Bd. 2, S. 4.

⁹⁰ Vgl. Wilhelm Schirmer: Wessenbergs religiöse Persönlichkeit. In: Internationale kirchliche Zeitschrift 3 (1913), S. 166.

⁹¹ Erwin Keller: Das Priesterseminar Meersburg zur Zeit Wessenbergs (1801-1827). In: Freiburger Diözesan-Archiv 97 (1977), S. 205.

Das Verhältnis zum Fürstprimas wurde für Wessenberg allerdings zunehmend schwieriger. In der Bewertung Wessenbergs agierte Dalberg auf dem politischen Parkett in verstärktem Maß fahrig und fehlerhaft. Nach der Niederlage Napoleons 1813 bot sich 1814/15 die Gelegenheit, diese Ungeschicklichkeiten auf dem Wiener Kongress zu korrigieren. Dalberg entsandte Wessenberg als seinen Bevollmächtigten dorthin. Obwohl sein Bruder Johann Philipp wesentlich an den Verhandlungen beteiligt war, konnte Ignaz Heinrich von Wessenberg nur wenig für die Interessen der alten Reichskirche erreichen. Seine Optionen, die auf die Restitution alter Rechte zielten, wurden von den Interessen der neuen Nationalstaaten, den Bemühungen des Kardinalstaatssekretärs Ercole Consalvi (1757-1824) und den Strategien ultramontan-romantischer Kreise unterminiert. Auch wenn Wessenberg bezüglich bestimmter Versorgungsrechte kleinere Erfolge erzielen konnte⁹², war die Idee einer Deutschen Kirche, die von einem Fürstprimas geführt über die alten Metropolitanrechte verfügen konnte, nach Abschluss des Kongresses obsolet.

Schwerwiegender als dieses Scheitern war für Wessenberg das doppelte, uneindeutige Spiel, das Dalberg hinter seinem Rücken begonnen hatte. Die Gründe für den nun anschwellenden Konflikt mit der römischen Kirchenleitung wurzelten im Wesentlichen in dem Streit zwischen dem Konstanzer Generalvikar und dem Nuntius für den Schweizer Bistumsteil, Fabrizio Sceberras Testaferrata (1758-1843), um die Nutzung des Franziskanerklosters Werthenstein als Priesterseminar. Wessenberg hatte 1806 ein Abkommen („Uebereinkunft in geistlichen Dingen“)⁹³ mit der Luzerner Regierung getroffen, ohne zuvor die päpstliche Nuntiatur zu konsultieren. Wessenberg befeiligte sich stets eines vorsichtigen und zurückhaltenden Umgangs mit der „vaticanischen Botschaft“; nur so ist seine Anweisung an den Luzerner Pfarrer Thaddäus Müller (1763-1826) zu verstehen: „Die mündlichen Erklärungen der h[och]l[öblichen] Nunziatur sind sehr schätzbar, aber die schriftlichen sind und bleiben ungleich wichtiger.“⁹⁴ Die professionellen Kontakte gestaltete er mit Umsicht und Diskretion, sowie ohne jede unangemessene Vertraulichkeit. Und Wessenberg war sich der Richtigkeit seines vernunftorientierten Handelns so sicher, dass er die „Uebereinkunft in geistlichen Dingen“ noch im Sommer 1814 für „einen Eckstein meiner Verwaltung“ hielt.

Doch da hatte sich schon ein bedrohlicher Gegendruck seitens der päpstlichen Nuntiatur aufgebaut, denn die Abneigung Testaferratas gegenüber dem Generalvikar wuchs so sehr, dass er die eigentlich sinnvolle „Uebereinkunft“ in Rom hin-

⁹² *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 124.

⁹³ Vollständiger Text in: *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Briefwechsel mit dem Luzerner Stadtpfarrer und bischöflichen Kommissar Thaddäus Müller in den Jahren 1801 bis 1821, Bd. 2. Hrsg. v. der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Basel 1994, S. 911-927.

⁹⁴ A.a.O., S. 222.

tertrieb.⁹⁵ Testaferrata entwickelte eine Reihe von polemischen und feindseligen Aktivitäten, die die Einflussosphäre Wessenbergs zunehmend verkleinerten. Der Kern der Auseinandersetzung lag in der Frage um den Wirkungsbereich bischöflicher Rechte. Wessenberg war mit Dalberg der Meinung, die Nuntiatoren könnten keine Rechte beanspruchen, die ursprünglich dem Bischof zukamen. Nach dem Niedergang Napoleons aber war Dalberg ohne politischen Schutz und bar jeden direkten Einflusses.⁹⁶ Er und sein Generalvikar mussten erleben, wie Testaferrata 1815 durch einen „willkürlichen Gewaltstreich“⁹⁷ die helvetischen Teile des Bistums Konstanz, die sog. Schweizer Quart, durch päpstliche Maßgabe abtrennte.⁹⁸ Für Wessenberg aber war die Situation deshalb besonders prekär, weil sein Bischof diesem Vorgehen indirekt zugestimmt und ihm darüber nur „summarische Nachricht“ gegeben hatte.⁹⁹ Bereits 1814 hatte Dalberg ein päpstliches Breve erhalten, das Wessenberg schwer diskreditierte und seine umgehende Entlassung forderte.¹⁰⁰ Doch diese päpstliche Order hielt der Fürstprimas Zeit seines Lebens verborgen.

Dalberg entließ zwar den Generalvikar, ließ das Amt unbesetzt und übertrug die Vollmachten auf die Geistliche Regierung, deren Präsident jedoch Ignaz von Wessenberg blieb. Seine Beförderung zum Koadjutor oder Weihbischof in Konstanz scheiterte jedoch, trotz der Zustimmung des Domkapitels und des Landesherren, dauerhaft am römischen Widerstand. Es gehört zu den fatalen Verhängnissen der päpstlichen Diplomatie, dass sie in Wessenberg einen Bischof verhinderte, der dem „tridentinischen Bischofsideal“ mit seiner Option für Seelsorge, theologische Bildung und Hirtenamt weitaus mehr entsprochen hätte als die nun bevorzugten Kandidaten bürgerlicher respektive kleinbürgerlicher Provenienz, die sich bisweilen als rechte „Papstknechte“ entpuppten.¹⁰¹

Nach dem Tod Carl Theodor von Dalbergs im Februar 1817 wählte das Konstanzer Domkapitel Wessenberg zum Bistumsverweser. Eine römische Note ver-

⁹⁵ *Wolfgang Müller*: Wessenberg und seine Bemühungen um die Bildung der Priester. In: *Georg Schwaiger* (Hg.): Kirche und Theologie im 19. Jahrhundert. Göttingen 1975, S. 43.

⁹⁶ Vgl. *Hubert Wolf*: „[...] ein Rohrstengel statt des Szepters verlorener Landesherrlichkeit [...]“. Die Entstehung eines neuen Rom- bzw. Papstorientierten Bischofstyps. In: *Rolf Decot* (Hg.): Kontinuität und Innovation um 1803. Mainz 2005, S. 126.

⁹⁷ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 67.

⁹⁸ Vgl. *Karl-Heinz Braun*: Die Causa Wessenberg. In: *Ders.*: Kirche und Aufklärung: Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774-1860). München: 1989, S. 43.

⁹⁹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 124.

¹⁰⁰ Vollständiger Text in: *Franz Xaver Bischof*: Das Ende des Bistums Konstanz. Stuttgart 1989, S. 548-550.

¹⁰¹ Vgl. *Hubert Wolf*: „[...] ein Rohrstengel statt des Szepters verlorener Landesherrlichkeit [...]“. Die Entstehung eines neuen Rom- bzw. Papstorientierten Bischofstyps. In: *Rolf Decot* (Hg.): Kontinuität und Innovation um 1803. Mainz 2005, S. 131.

warf diese Wahl und ordnete eine Neuwahl an. Der Text wurde von der Luzerner Nuntiatur der Presse zugespielt und in allen großen deutschsprachigen Zeitungen abgedruckt. Spätestens von diesem Zeitpunkt an war die „Causa Wessenberg“ ein Medienereignis. Der Großherzog und die badische Regierung in Karlsruhe ließen sich in ihrer Option für Wessenberg nicht beirren. Das Domkapitel zeigte sich ebenfalls nicht geneigt, eine Änderung vorzunehmen. Wessenberg beschloss, in Rom auf direktem Wege die „allfälligen Anschuldigungen zu entkräften“, um alle Zweifel an „seiner katholischen Denkungsart und seiner Verehrung für den Stuhl Petri“ zu zerstreuen.¹⁰²

Die Bemühungen in Rom, wo Wessenberg im Juli 1817 eintraf, waren nicht nur erfolglos, sondern – trotz äußerer Freundlichkeit von Seiten des Kardinalstaatssekretärs Consalvi – mehrheitlich von Verzögerungen und Missachtungen geprägt. Wessenberg suchte eine Einigung auf dem „Wege der Verständigung“. Die Unterwerfung aber, die man von ihm verlangte, würde „mir zur Unehre und Rom keineswegs zur Ehre gereichen.“¹⁰³ Die Kurie aber hatte in wesentlichen Teilen keine Verständigung im Sinne, sondern trug die Absicht, in der Person Wessenbergs eine ganze Denkrichtung und Geisteshaltung zu treffen, ja zu vernichten. Die lange Liste der Anschuldigungen konnte Wessenberg nach und nach entkräften, doch zu einer allgemeinen Unterwerfung war er nicht bereit. Offensichtlich war es ihm psychisch nicht möglich, gegen seine Grundsätze zu handeln. Innerhalb des komplexen Systems der römischen Kirche, mit seinen divergierenden Formen der Wahrheitsdefinition und den undurchschaubaren Ränkespielen eines feudalistischen Regierungssitzes, war der Reichsfreiherr von Wessenberg ohne effektive Interventionsmöglichkeit. Er war hilflos. Die Methode verlässlicher Diplomatie kam angesichts der unüberschaubaren Verhältnisse an ihre Grenzen. Sein Anspruch an die ethische Haltung eines deutschen Ritters verhinderte, dass er am päpstlichen Hof strategisch erfolgreich sein konnte:

„Wie konnte er [Consalvi] auch im Ernst glauben, mich durch seine Betheuerung, wie sehr dem römischen Hofe eine gründliche Aussöhnung mit mir gelegen sei, und wie große Vortheile er sich davon für die Kirche verspreche, zu erschüttern, während er zugleich als Mittel für diese Aussöhnung Schritte vorschlug, die dem Charakter eines ehrlichen Mannes und eines Dieners Christi wenig angemessen waren.“¹⁰⁴

Offensichtlich war es kein Macht- oder Geltungsstreben, das über die handlungsleitende Dominanz bei Wessenberg verfügte: „Er beurtheilte mich schlecht, wenn er glauben konnte, dass irgend ein persönliches Interesse mich je bewegen könne,

¹⁰² Ignaz Heinrich von Wessenberg: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 126.

¹⁰³ A.a.O., S. 82.

¹⁰⁴ A.a.O., S. 82.

wider meine Ueberzeugung und Pflicht zu handeln.“¹⁰⁵ Wessenbergs ekklesiologische Position war von einer funktionalen Vorbildlichkeit und von einer idealen Reinheit geprägt. So musste ihm die formale Geste der Unterwerfung als eine dem byzantinischen Hofzeremoniell entstammende Korrumpierung aller Redlichkeit erscheinen:

„Nur die Aussicht, in der Kirche das Wahre und Gute nach innerster Ueberzeugung fördern zu können, hatte Reiz für mich. Wie hätte ich aber hoffen dürfen, dies noch zu vermögen, wenn ich mich in feiger Weise dazu verstanden hätte, meine Ueberzeugungen und meine Grundsätze zu verläugnen, und mich durch Versprechungen zur Knechtschaft gegen die römische Curie zu verpflichten.“¹⁰⁶

Das Lavieren gegenüber Rom, das seinen Bischof, Carl Theodor von Dalberg, letztlich zu einem gebrochenen Mann hat werden lassen, lehnte Wessenberg ab. Er wollte seine Ehre und seine Würde sowie die Rechte der deutschen Kirche retten.¹⁰⁷ Diese Gedanken kennzeichnen auch die Mitteilung, die er auf der Rückreise an Großherzog Karl (1786-1818) absandte:

„Votre Altesse Royale sentira facilement qu'en homme d'honneur je n'ai pu me vendre à ces conditions. Elles sont hors de la ligne des sacrifices personnels que je pourrais faire. Sans songer un instant à mon intérêt particulier, j'ai tout sauvé en sauvant l'honneur.“¹⁰⁸

Wessenberg flexibilisierte seinen Wertekanon in den römischen Verhandlungen nicht, da er darin die Gefahr erkannte, den lebendigen Gottesbezug zu verlieren, wenn der Platz Gottes von dessen Stellvertreter eingenommen würde: „Die unbedingte Papstmacht ist ihr Abgott.“ Er wich von seinen Grundüberzeugungen nicht ab, obwohl er den hohen Preis der kirchlichen „damnatio“ dafür würde zahlen müssen. Die gleichsam göttlichen Ansprüche der Organisation waren für ihn inakzeptabel. Wessenberg war es nicht möglich, eine „Römlingsseele“ zu sein; es war für ihn – modern gesprochen – ausgeschlossen, ein Systemagent zu werden. Darin unterscheidet er sich von den nicht wenigen katholischen Bischöfen des 19. Jahrhunderts, die nach ihrer Unterwerfung haltlos und im eigentlich Sinn des Wortes „unterwürfig“ geworden sind.

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ Ebd.

¹⁰⁷ *Ewald Reinhard (Hg.): Briefe des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg an den Grafen Ferdinand von Spiegel. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N.F. 66 (1957), S. 240.*

¹⁰⁸ *Hermann Baier: Wessenbergs Romreise 1817. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 79 (1927), S. 234.*

Seine strikte ethische Orientierung und sein Vertrauen in die „verständige Auffassung der Dinge“ waren zu sperrig für diese zentralistischen Veränderungen, so dass er Ende 1817 unverrichteter Dinge abreiste, – nicht ohne festzustellen: „Ich athmete freier, als ich mich wieder außer Roms Luftkreis befand.“¹⁰⁹ Und auch hier kann Wessenbergs Interpretation seines Idealpriesters, François Fénelon, eine konstruktive Erkenntnishilfe sein. Der Konstanzer Generalvikar ruft den Bischof von Cambrai gleichsam in den Zeugenstand, wenn er festhält: „Keine menschliche Gewalt kann die undurchdringliche Verschanzung der Freiheit des Gewissens bezwingen. Gewalt kann niemand überzeugen; sie macht nur Heuchler.“¹¹⁰ Da Wessenberg sich aus seiner Sicht in Rom unter dem Druck sah, für die Erlangung des Bischofsamtes zu heucheln, stellte er alle diesbezüglichen Bestrebungen umgehend ein.

Die herabsetzende Behandlung von Seiten der Kurie trübte Wessenbergs positiven Blick auf die Stadt Rom, ihre Kunst und ihre kraftvolle Bürgerschaft nicht. Die römischen Monate brachten ihm nicht zuletzt die Begegnung mit hoher Kunst und einen Zuwachs an Kenntnis der europäischen Kultur sowie die beständige Einsicht in ihren Wert. Die „urbs aeterna“ mutierte für den Abgewiesenen vom kirchlich-hierarchischen Machtzentrum zur christlichen Kapitale der Ästhetik und der Kunst. Er meinte in der Stadt Rom auch die eigentliche Kraft des Christentums zu erkennen, die allen Missständen zu trotzen vermag, und er ahnte, dass sich mit der bürgerlichen Mittelschicht eine neue Sozialgruppe als zentrale Trägerin der christlichen Botschaft heraus zu bilden begann.

Die poetische Erinnerung an Italien als dem vollendeten Raum der Schönheit bleibt ebenfalls ungetrübt. Der Abschied von dem Land, „wo Raphael zum Ideal sich schwang“ und „wo Dante’s Geist durch Höll und Himmel drang“ geschieht in einer geradezu sehnsuchtsvollen Stimmung. In Italien, das Wessenbergs ästhetische Einsichten und Empfindungen wesentlich und einschneidend prägte, präfiguriert sich das Ewige:

O Land, wo alles Schöne blüht,
Dein stets gedenk’ ich mit Entzücken.
Wann matter mir des Lebens Dämm’rung glüht,
Den Himmel schon mein Geist sich öffnen sieht,
Dich glaubt er wieder zu erblicken.¹¹¹

Dieses Land, das seine Liebe zur Kunst trotz der maliziösen Behandlung durch die Kurie zu entfachen vermochte, bereiste Wessenberg insgesamt fünfmal und empfing während der Reisen tiefgreifende Inspirationen. Auch wenn er feststellte,

¹⁰⁹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 82.

¹¹⁰ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Bd. 2, S. 112.

¹¹¹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämmtliche Dichtungen. Bd. 3 Stuttgart 1834, S. 141.

dass man ihm „in der Laufbahn die Fersen durchschnitten“¹¹² habe, breitete sich keine unüberwindliche Verbitterung in seiner Persönlichkeit aus. Zudem erwiesen sich die geknüpften Freundschaftsbande als tragfähig und die neuen Bande als sehr vital.

Die Klage über das Scheitern machte Ignaz Heinrich von Wessenberg nicht zu einem öffentlichen Ereignis. Es entsprach weder seiner Erziehung oder seinem ritterlichen Anspruch, noch seiner geistlichen Lebensform, die Klage über erlittenes Unrecht zu Markte zu tragen. Den eigentlichen Ort für diese Klage sah er in seinem vertrauten Dialog mit dem Du Gottes: „O Gott! Dir will, dir muß ich klagen; / Du kennst, nur du kennst meinen Schmerz.“¹¹³

Nach seiner Rückkehr nach Konstanz wurde Ignaz Heinrich von Wessenberg zum Teil euphorisch gefeiert und unangemessen stilisiert; er selbst aber blieb zurückhaltend. Vielfach wurde in kleineren und größeren Publikationen, Flug- und Streitschriften sein Schicksal debattiert. Nach dem Tod des ihm gewogenen Großherzogs Karl mangelte es ihm allerdings auch an staatlicher Protektion; zudem war das Badische Herrscherhaus durch mancherlei Rankünen und Ungeheimtheiten geschwächt. Trotz verschiedener Bemühungen waren von da an seine kirchenamtlichen Wege verstellt.

Im Verhältnis zum neuen Landesherrn Ludwig (1763-1830), dessen Lebensführung er vordem kritisiert hatte, zeigte sich dasselbe Verhaltensmuster wie gegenüber den römischen Behörden. Die Hauptlinie dieses Verhaltens oszillierte zwischen einer gelassenen Unabhängigkeit und einer gleichsam stoisch-kühlen Unbedingtheit: „Auch hätte ich sogar seine [Ludwigs] Gunst gewinnen können, wenn ich mich auf Kosten meiner Sinnesart und Ueberzeugungen bequemt hätte, seinen politischen Betrachtungsweisen und Absichten [...] mich zu accommodiren.“¹¹⁴ In diesen Jahren ist die Fähigkeit Wessenbergs, die Resignation nicht überhandnehmen zu lassen und die Geschicke bis zur Selbstaufgabe auf sich zu nehmen, in der Tat frappant. Es hielt ihn eine tiefe Frömmigkeit, die sich in ihrer ekklesiologischen Prägung als Dienstbereitschaft formulierte: „Der Wunsch, meiner Kirche nützlich zu sein, war der herrschende Gedanke meines Lebens.“¹¹⁵

1821 wurde die Oberrheinische Kirchenprovinz errichtet und das Bistum Konstanz unterdrückt. Bis zur Besetzung der Leitungsfunktion in den neuen Bistümern im Jahr 1827 führte Wessenberg als Bistumsverweser die notwendigen Amtsgeschäfte. Er tat dies konstruktiv und mit besten Kräften zum Wohl sei-

¹¹² *Allgemeine Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz*: Der Briefwechsel 1806-1848 zwischen Ignaz Heinrich von Wessenberg und Heinrich Zschokke. Bearb. u. kom. von Rudolf Herzog / Othmar Pfyl. Basel 1990, S. 217.

¹¹³ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämmtliche Dichtungen. Bd. 7. Stuttgart 1857, S. 155.

¹¹⁴ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 87.

¹¹⁵ *Wilhelm Schirmer* (Hg.): Aus dem Briefwechsel Ignaz Heinrich von Wessenbergs. Konstanz 1912, S. 166.

ner Kirche. Zugleich arbeitete er unaufhörlich an ästhetischen Studien, um dem christlichen Glauben ein zentrales Medium neu zu erschließen. Mit der faktischen Auflösung der Diözese Konstanz richtete Wessenberg in einem Hirtenbrief einige Abschiedsworte an die Geistlichkeit und die Diözesanen. Die Rückmeldungen darauf bestätigten ihn darin, nicht im Prozess der eigenen Niederlage steckenzulieben, sondern selbst den anderen Trost zu spenden:

„Solch ungeheuchelter Ausdruck der Herzensgesinnungen Vieler [...] bewiesen mir, daß ich in dieser ernsten Wendung meines Lebens nicht derjenige war, der am meisten des Trostes bedurfte.“¹¹⁶

Seit 1818 engagierte sich Ignaz von Wessenberg in politischen und parlamentarischen Gremien. Auch seine Tätigkeit als Abgeordneter und seine gesellschafts-politische Arbeit wurden von seiner ästhetischen Weltdeutung geprägt. Trotz des Widerstandes aus ultramontanen Kreisen wurde Wessenberg als Vertreter des Bistums Konstanz zur Ständeversammlung, wo er nun mit Johann Peter Hebel zusammenarbeitete, einberufen.

Aus dieser Zeit rühren verschiedene staats-, sozial- und bildungspolitische Schriften, deren Bedeutung und Wirksamkeit unbestritten sind.¹¹⁷ Dabei galt ihm stets die „hohe und innige Religiosität“ als Grundlage, um „alle widerstreitenden Elemente zum Guten zu vereinigen.“¹¹⁸ Das öffentliche Bekenntnis zum christlichen Glauben war ihm selbstverständlich und seine große, stets betonte Wertschätzung der kirchlichen Tradition stand außer Frage. Religion, Frömmigkeit, Ästhetik und Politik sollten sich in Harmonie ergänzen und befruchten.

Die zunehmend restaurative Tendenz in der Ersten Badischen Kammer des Großherzogtums motivierte den Rückzug des bald 60-jährigen aus der parlamentarischen Arbeit: „In der ersten Kammer hätte ich seit den 1832 eingetretenen Verhältnissen nichts Gedeihliches mehr wirken können, meine Wahl in die zweite Kammer ist aber durch die Verfassung verboten.“¹¹⁹ Nicht zuletzt sein Bruder Johann Philipp hatte ihm den Rückzug – durchaus auch im eigenen Interesse – empfohlen: „Ich rathe dir sehr, von Carlsruhe weg zu bleiben. [...] Es kann dich dort nur Aerger erwarten. Niemand hat dir für deinen Eifer gedankt. Wenn man nicht nützen kann, so ist es immer am klügsten, auf der Reserve zu seyn und sich nicht auszusprechen.“¹²⁰

¹¹⁶ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 89.

¹¹⁷ *Franz Xaver Bischof*: Das Ende des Bistums Konstanz. Stuttgart 1989, S. 280-281.

¹¹⁸ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Die Elementarbildung des Volkes im Achtzehnten Jahrhundert. Zürich 1814, S. 74-75.

¹¹⁹ Vgl. *Bernard von Brentano*: Drei Prälaten. Wiesbaden 1974, S. 67-68.

¹²⁰ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II, S. 203.

So zog sich Ignaz Heinrich von Wessenberg ganz nach Konstanz zurück – allerdings nicht ohne intensive Korrespondenzen zu führen und durch enge persönliche Kontakte subtilen Einfluss auszuüben. So beispielsweise in der Familie Bonaparte, die unter dem Patronat der Königin Hortense des Beauharnais (1783-1837) in seiner Nähe auf Schloss Arenenberg residierte, und ihn häufiger in Fragen der Erziehung des umtriebigen und vitalen Prinzen Charles Louis Napoleon (1806-1873), des späteren Napoleon III., konsultierte. Das Schicksal des unglücklichen Kaspar Hauser (angeblich 1812-1833), der sich persönlich bei Wessenberg für dessen Unterstützung bedankte, begleitete er mit Rat und Besonnenheit.

Die anfängliche Enttäuschung über die Zerschlagung des Bistums Konstanz und über seine Nichtberücksichtigung bei der Vergabe kirchlicher Ämter mutierte nicht zur Verbitterung. Nicht zuletzt die Fähigkeit zu überraschendem Witz, hinter Sinnigem Humor und feinsinniger Ironie befreiten den Freiherrn immer wieder aus einer kummervollen Selbstbefangenheit. Wessenberg war sich über die lange Dauer im Klaren, die das Wachsen des „Samens der Wahrheit“¹²¹ benötigte. Erstaunlicherweise konnte Wessenberg sich innerlich und äußerlich so einrichten, dass er unter den veränderten Bedingungen durchaus Lebensglück empfinden konnte:

„Von Ämtern, mein Theuerster, habe ich längst wie Sie eine wahre Scheue. Nichts könnte mich glückseliger machen als mein Gefühl der Unabhängigkeit, in welcher ich Zeit und Kräfte so gebrauchen kann, daß ich hoffen darf, nicht bloß für den flüchtigen Augenblick und nicht vergebens zu leben.“¹²²

Die Fähigkeit, dem eigenen Leben eine solche Sinndimension zu verleihen bzw. zu erarbeiten, stellt eine beachtenswerte menschliche Leistung dar. Auch wenn Ignaz Heinrich von Wessenberg an den sich anbahnenden politischen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts aufmerksam teilnahm, lässt sich mit gewissen Einschränkungen konstatieren, dass er eine Art politisches Solitärphänomen blieb, das sich in ganz eigener Weise auf der Skala der „res publica“ einordnete, die zwischen den Ideen Friedrich Engels (1820-1895), dem hemmungslosen Kapitalismus und dem restaurativen Nationalstreben ihre Extreme hatte. Die soziale Frage, vielleicht das fundamentalste Thema im Fortgang des Jahrhunderts, erörterte Wessenberg oftmals mit seinem Bruder Johann Philipp. Und beiden war klar, dass die ungerechte Verteilung des Besitzes die Ursache für Unruhen sein würde.¹²³ Innerhalb einer staatstheoretischen Überlegung äußerte sich Wessenberg unmittelbar zu Engels Schrift „Die arbeitenden Klassen in England“ von 1845. Mit der abgeklärten Weitsicht eines unabhängigen Weltweisen sah er zugleich mit der Bedrohung, die dieses Werk darstellt, seine Berechtigung:

¹²¹ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Briefwechsel Zschokke (wie Anm. 112), S. 111.

¹²² Ebd.

¹²³ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. II, S. 325-326.

„Das Buch [...] enthält eine der augenscheinlichen Auffassung entnommene, Schauer erregende Darstellung. Man sieht einen weiten, tiefen Abgrund vor sich, und hört schon die Sturmglocken einer großen Umwälzung erdröhnen. Muß aber das von beinahe allen Staaten ergriffene System der Industrie durch lauter künstliche Mittel zur größten Höhe und Ausdehnung emporzubringen nicht überall zu dem nämlichen Ergebnis führen, wenige auf Kosten der Menge, die in eine härtere Knechtschaft als der Negersklave geräth, zu bereichern, und eine unbegrenzte Gewinnsucht zur Königin der Welt zu erheben. Dieses System der Staatsökonomie richtet den materiellen Wohlstand der großen Mehrheit eben so zu Grund, wie einige Systeme von speculativen dialectischen Denkern, die die ganze Menschheit durch die Wissenschaft gut und glücklich machen zu können sich einbilden, die sittlich-religiöse Grundlage der geistigen Welt untergraben. Es ist damit bereits so weit gekommen, daß, wer solche Ansichten zu äußern wagt, als ein Finsterling und Schwachkopf ausgerufen wird.“¹²⁴

Die soziale Ungleichheit musste für den fest in der Vorstellung einer ständischen Gesellschaftsordnung verwurzelten Wessenberg allerdings unbedingt eine Korrektur erfahren. Die Religion sollte diesem Ausgleich dienen; so empörte die Aufstellung von Grabmälern für Adelige in Kirchenräumen den Generalvikar sehr, da er hier „grenzenlosen Ehrgeiz“ auf Seiten der Mächtigen vermutete.

Ignaz Heinrich von Wessenberg versuchte seiner sozialen Verantwortung in Konstanz durch die Gründung einer „Rettsanstalt für Mädchen“ gerecht zu werden. Er investierte viel Kraft, Zeit und Geld in dieses Sozialprojekt.¹²⁵ Überhaupt stellte Wessenberg mit zunehmendem Alter eine Reihe von politischen Überlegungen an, die ihm einen beachtenswerten Platz in der Geschichte der Katholischen Sozialtheorie einräumen könnten. In einer ausgewogenen Rechtfertigung nahm er geradewegs die Argumentation der modernen Gesetzgebung vorweg. Ob es angemessen ist, angesichts solch weitgreifender Überlegungen davon zu reden, dass „Wessenbergs politisches Denken in eine Sackgasse geraten“¹²⁶ sei, bleibt fraglich und ist anscheinend nur auf dem Hintergrund einer Fokussierung auf die Kirchenpolitik zu verstehen.

Auch wenn Ignaz Heinrich von Wessenberg bedauerte, dass sich die römische Kirche in einer Art „Krebsgang“ bewegte, versagte er sich doch jedem Fatalismus. Zu dieser inneren Freiheit trug sicher bei, dass er seine Hauptaugenmerke auf die Theologie, die Kirchengeschichte und die Ästhetik gelegt hatte und diese Bereiche mit großer Produktivität bearbeitete.

¹²⁴ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Gott und die Welt. Bd. 2, S. 112.

¹²⁵ *Kurt Aland*: Wessenbergstudien II. Wessenberg und die Konstanzer Rettungsanstalt. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* N.F. 57 (1948), S. 450-567.

¹²⁶ *Karl-Heinz Braun*: Die Causa Wessenberg. In: *Ders.*: Kirche und Aufklärung: Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774-1860). München 1989, S. 57.

Für Wessenberg stand außer Frage, dass der menschliche Geist vom Geist Gottes abhängig sei. Er verstand die drohende Vergötterung des denkenden Menschengeistes als eine simple Fehlannahme. Zwar sei die Wissbegier ein Strahl des göttlichen Urlichtes, doch habe sie ihre Bestimmung nur dann erreicht, wenn sie auf die Forderung eines menschenwürdigen Lebens ausgerichtet sei.

Schließlich lässt sich das als ein Persönlichkeitskern benennen, was Wessenberg gegenüber dem Fürstbischof Carl Theodor von Dalberg am 26. Dezember 1813 als unaufgebbare und absolut definierte: „Es sind zwei Dinge in der Welt, worüber der Rechtschaffene mit sich niemals markten läßt: innere wohlgeprüfte Überzeugung und Würde des Charakters.“¹²⁷

2.4. Poesie und Spiritualität Wessenbergs

Blicken wir auf den skizzierten Bogen der Biographie Ignaz Heinrich von Wessenbergs, so tritt die Beständigkeit seiner Grundhaltungen markant hervor. Obwohl sein langes Leben eine Schwellenzeit mit wahrlich weltstürzenden Ereignissen durchmisst, kann er ein existentielles Kontinuum aufbauen. Er selbst ist ein Schwellenphänomen, da er sich stets an der Grenze zu neuen Herausforderungen sah. Doch die vielfältigen Paradigmenwechsel auf kirchlicher, kultureller, gesellschaftlicher und staatlicher Ebene konnten ihn weder essentiell noch langfristig irritieren. Der junge wie der greise Wessenberg lebte, dachte und handelte in Kongruenz mit seinen vernunftgemäß gewonnenen Einsichten, seinen erprobten Werten und seinem christusinduzierten Gottesbezug. Während die Romantiker auf die Schwellenerfahrungen mit dem Ausbruch ins träumerisch Lyrische, mit der Suche nach der „Blauen Blume“, die durch Novalis zum Emblem der Sehnsucht wurde, reagierten und während die Ultramontanen sich der Wahrheitsgenerierung durch eine absolute Autorität versichern wollten, hatte Ignaz Heinrich von Wessenberg seine heimatlichen Wurzeln in sich selbst gefunden. Im Vergleich mit den Ultramontanen und den Romantikern erwies er sich letztlich als ausgesprochen konservativer Reformator: Seine Absicht war es nicht zu allererst, Neues zu generieren, sondern das Bewährte unter veränderten Bedingungen zu schützen. Die vertrauensstiftenden Erfahrungen seiner Kindheit, die „Befreundung“ mit der Bibel, der unbedingte Glaube an die gütig-gerechte Vorsehung Gottes und die lebenslange Lernfreude bildeten eine Linie, der Wessenberg treu und pflichtbewusst folgte. In den Begegnungen mit dem Schönen in der Kunst sah er die Schwelle „zu dem ewig Schönen, wovon das auf Erden nur ein Widerschein ist.“¹²⁸ Mit Hilfe ästhetischer Erfahrungen entfaltete Wessenberg Strategien zur Identitätssicherung, die zwar seine Entwicklung förderten, aber eine persönliche „Revolutionierung“ verhindern konnten.

¹²⁷ *Wilhelm Schirmer* (Hg.): Aus dem Briefwechsel Ignaz Heinrich von Wessenbergs. Konstanz 1912, S. 119.

¹²⁸ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Die christlichen Bilder. Bd. 2, S. 596-597.

Mit Recht ist festzustellen, dass Wessenberg sich nicht nur der Gefahr einer dauerhaften Verbitterung entziehen konnte, sondern – trotz seltener melancholischer Episoden – sein Leben nach dem Ende des administrativen Kirchendienstes sogar mit Freude gestalten und genießen konnte. Ein Gedicht, das bei einem Halt am Comer See entstand, fasst seine „nachrömische“ Lebensmaxime mit kraftvollen Metaphern zusammen:

Den Pflug vergißt der Stier auf fetter Wiese.
Wen kümmert hier des Zanks, des Ruhms Geschmetter?
Nach Lorbeeren jagen Thoren. Ich genieße.¹²⁹

Nicht zuletzt wegen der offensichtlich neu entdeckten Fähigkeit, das Schöne zu „genießen“ oder es zu „verkosten“, empfand er das Leben in Konstanz nicht als Verbannung, sondern konstruktiv als eine Klausur, in der er sich sammeln konnte. Die Zeiten des Alleinseins bildeten besondere Phasen der Vertiefung, der Geborgenheit und der Katharsis. Das Leben in der Stille stärkte und einte ihn. Die Erfahrung der Einsamkeit bildete – folgen wir seiner lyrischen Verarbeitung – für Wessenberg so sehr einen Zugang zu Trost und Frieden, dass darin die ehemals verschlossenen Tore des Paradieses wiederum geöffnet sind:

O Einsamkeit, du lächelst süß
Dem Wanderer dem lebensmüden;
Du öffnest ihm das Paradies,
Und gibst ihm hier schon Gottes Frieden.¹³⁰

Auch in seinem spirituellen Magister, François Fénelon, fand er ein Vorbild für das Leben in erfüllter, gleichförmiger und rhythmisierter Einsamkeit: „Seine [Fénelons] Lebensart zu Cambrai war sehr einförmig und einsam. Er selbst vergleicht sie in einem Briefe der Bewegung eines Penduls. Die einzige Erholung, die er kannte, war ein Spaziergang mit guten Freunden. Langeweile war nie sein Gast.“¹³¹ Auf diesem Hintergrund klärt sich, warum Ignaz Heinrich von Wessenberg der „Einsamkeit“ in einem anderen seiner Gedichte geradewegs eine Liebeserklärung macht, die die Möglichkeiten und Elemente dieser geistlichen Grunderfahrung einfühlsam auszuloten vermag:

¹²⁹ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Sämtliche Dichtungen. Bd. 6, Stuttgart 1854, S. 66.

¹³⁰ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Sämtliche Dichtungen. Bd. 7, Stuttgart 1854, S. 51.

¹³¹ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Bd. 2, S. 110.

An die Einsamkeit¹³²

Du ernste, stille, wie erquickst du mich!
Schmucklos, und doch wie schön! Ich liebe dich.
Kein Laut, kein Wort ertönt, und doch versteht
Mein Herz den Geisterhauch, der dir entweht.
Als läg' im Mutterschooß ich, lausch ich dir,
Und was kein Ohr vernahm, das sagst du mir.
Frei strömt vor dir die Thrän' auf mein Gesicht,
Und sieh', ich schäme mich der Thräne nicht.
Dir, Freundin! klag' ich jeden Seelenschmerz.
Und linden Balsam hauchst du mir ins Herz.
Von Dir im Schooß gewiegt, versink' ich ganz
Im Meer von Abendglut und Sternenglanz.

Wessenbergs Anspruch an Authentizität machte ihm im Alter den Blick auf das politische und das kirchliche Leben mühsam, weil er zunehmend einen Mangel an Glaubwürdigkeit entdeckte. Je älter er wurde, umso markanter trat seine Forderung nach einer ethisch hochstehenden Grundausrichtung hervor. Sein charakterliches und spirituelles Rüstzeug verschaffte ihm auch die Möglichkeit, in Distanz zu sich, seiner Meinung und seinem Schicksal zu gehen. Er wollte kein greisenhaftes Mäkeln inszenieren, sondern sein Vertrauen in die Größe Gottes stärken. Das Leben insgesamt hat Wessenberg als „scola dominici“ auffassen können und er bewahrte sich innerhalb dieser Schule jugendliche Lernbegierde und dynamischen Unternehmungseifer. Die Kontinuität seiner selbst gegründete Wessenberg im Akt des Glaubens an die gute Schöpfung und an die durch die Geschichte bewährte und bewahrheitete Heilszusage Gottes. Der Vorwurf, Wessenberg habe es an „katholischer Prinzipienfestigkeit“ gemangelt¹³³, erweist sich angesichts dieser geistlichen Grundhaltung als unzulänglich und unberechtigt.

Für sein Selbstverständnis gaben die Wahrheit beziehungsweise seine persönliche Wahrheitsfähigkeit den Ausschlag. Die innere Freiheit, die sich in den Jahren ohne amtliche Tätigkeit bewährte, wurzelte in der Wahrheit:

Der ist nur frei
Wer er auch sei,
Dem des Gewissens Klarheit
Enthüllt was ewig Wahrheit.¹³⁴

¹³² *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Sämtliche Dichtungen. Bd. 5. Stuttgart 1834, S. 315.

¹³³ *Conrad Gröber*: Heinrich Ignaz Freiherr von Wessenberg. In: Freiburger Diözesan-Archiv 56 (1928), S. 433.

¹³⁴ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Denkblätter für Freunde, o.O. 1849, o.S.

Darüber, dass die Wahrheit nicht nur bejubelt, sondern im Gegenteil „sehr übel genommen“ werde, war sich Wessenberg ebenso im Klaren, wie über die Unausweichlichkeit dieser ablehnenden Dynamik. Wessenbergs eigentliche Erfahrung von Isolation und Entfremdung hatte ihren Grund nicht in der kirchlichen Marginalisierung, sondern im Tod der Freunde. Offensichtlich traf ihn der Tod seines Bruders Johann Philipp und seiner Schwester Josephine Gräfin von Schulenburg-Betzendorf besonders schwer. Als er selbst am 9. August 1860 starb, hatte er allerdings das von ihm selbst als bittere Vereinsamung empfundene Sterben der vertrauten Menschen mit unverminderter Geisteskraft durchgetragen. Seine persönliche Authentizität wollte er auch über den Tod hinaus gewahrt wissen und so ordnete er eine schlichte Beisetzung an: „Sterb’ ich in Constanz, wünsch’ ich, daß meine Leiche ganz in der Stille beigesetzt werde.“¹³⁵ Eine große, triumphale Geste wünschte sich Ignaz Heinrich von Wessenberg auch an der Schwelle des Todes nicht.

3. Dichterfreundschaft

Intensiv suchte er, Freundschaft mit dichtenden Menschen zu schließen, nicht zuletzt, um eine Kommunikation über das Dichten und das Sein als Dichter zu führen.¹³⁶ So pflegte er einen persönlichen Kontakt zu dem damals renommierten Fabeldichter Gottfried Konrad Pfeffel (1736-1809), dessen Werk er wegen seiner „lehrreichen Poesie“ schätzte.¹³⁷ Die wertorientierte Dichtung Pfeffels wurde nachdrücklich hervorgehoben: „Empfehlungswürdig sind auch in Hinsicht der sittlichen Tendenz [...] die [Erzählungen] von Pfeffel.“¹³⁸

Ein großes Glück war für Wessenberg der Kontakt mit dem bedeutenden Schweizer Dichter Johann Gaudenz von Salis (1762-1834), der ihn als gleichbegabten, geistesverwandten Menschen akzeptierte.¹³⁹ Die Meinung des älteren und lebenserfahrenen Dichters und Generals von Salis schätzte er hoch und dessen Lob förderte seinen schriftstellerischen Mut vor allem im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Dieser gesuchte und ersehnte Dichterfreund erkannte klar die Doppelintention von Dichtkunst und ethischer Gesinnung im Wessenberg’schen Werk:

¹³⁵ Kurt Aland: Wessenbergstudien I. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N.F. 56 (1943), S. 592.

¹³⁶ Vgl. Ignaz Heinrich von Wessenberg: Sämtliche Dichtungen. Bd. 6, Stuttgart 1854, S. 129.

¹³⁷ Ewald Reinhard: I.H. von Wessenbergs Beziehungen zum Elsaß. In: Archiv für elsässische Kirchengeschichte 15 (1941/42), S. 228.

¹³⁸ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Über den sittlichen Einfluß der Romane, S. 155.

¹³⁹ Johann U. Schlegel: Die Beziehungen zwischen Johann Gaudenz von Salis und Ignaz Heinrich von Wessenberg. Zürich 1976, S. 193.

„Ihre Gedichte erhalten sich von Fehlern und Ansprüchen unserer neuesten Poesie gleich rein, in welchen in mannigfaltiger Form voll eigenen Gehalts die leichteste spielende Form des Liedes und den höheren Schwung der Ode beleben und eine edle, wohlwollende, all liebende Gesinnung, ohne deren Wehen und Walten die Poesie nur Wortgetöne und Reimgeklengel bleibt, uns anspricht.“¹⁴⁰

In dieser Spannung von Ästhetik und Ethik, von Kunst und Gesinnung, ereignete sich das gesamte schriftstellerische Wirken Ignaz Heinrich von Wessenbergs, das er selbst als Kunst verstand. Auch wenn manches in seiner literarischen Produktion „einzelne kleine Flecken und Mängel“¹⁴¹ aufweist sowie sich durch eine Tendenz zur Gebrauchsliteratur, d.h. nicht zur Kunst, sondern zum „literarischen Kunsthandwerk“ auszeichnet, ist das Feld der ästhetischen Selbstvergewisserung für den Gang unserer Untersuchung von Bedeutung.

Zwar bewahrte sich Wessenberg Zeit seines Lebens eine gesunde Skepsis gegenüber der eigenen schriftstellerischen Arbeit: „Von mir erwarten Sie nicht viel. Ich habe wohl auch einiges gekrizzelt. Aber es genügt mir selber nicht. Wozu auch das Publikum, das schon an reich besetzter Tafel sitzt, damit langweilen?“¹⁴² Doch der emphatische Ruf seines Freundes Heinrich Zschokke wird Ignaz von Wessenberg die willkommene Antwort auf das eigene Fragen gewesen sein: „Ja, Sie sind ein Dichter!“¹⁴³ Dieser Vorgabe folgend, bleibt dem heutigen Leser der Wessenberg'schen Dichtungen die Herausforderung, sich von beliebten germanistischen Vorurteilen zu verabschieden, die gern dekretieren, was zu bestimmten Zeiten literarisch geboten sei.¹⁴⁴

Wessenberg wollte mit seiner Dichtung nicht zu allererst literarische Meriten erwerben; er versuchte vielmehr, seinen inneren Auftrag zur Belehrung des Volkes und zur Vertiefung des Glaubens zu erfüllen. Nicht ohne Ehrgeiz kam er dieser Bestimmung nach. Die Kunstfertigkeit des Dichtens zu verbessern aber stand im Schatten seiner Absicht, suchenden Menschen eine konstruktive Weisung und trauernden eine tröstliche Ermutigung zu spenden. Diese direkten Intentionen behindern bisweilen die freie künstlerische Entfaltung des Wortes und verleihen manchen Dichtungen einen erzieherisch-dozierenden Charakter. Wessenberg aber wollte nicht nur, und schon gar nicht vorrangig oder ausschließlich belehren. Ein wesentlicher Gesichtspunkt lag fraglos in der Vergewisserung und Deutung

¹⁴⁰ A.a.O. S. 196.

¹⁴¹ A.a.O. S. 197.

¹⁴² *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Briefwechsel Zschokke, (wie Anm. 112), S. 322.

¹⁴³ A.a.O. S. 90.

¹⁴⁴ *Wilhelm Kühlmann*: Platonische Spätaufklärung und postjosephinistischer Klassizismus: Ignaz Heinrich von Wessenberg und sein poetisches Werk. In: *Achim Aurnhammer / Wilhelm Kühlmann* (Hgg.): *Literarisches Leben im deutschen Südwesten von der Aufklärung bis zur Moderne*. Bd. 1: *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus*. Freiburg i.Br. 2002, S. 358.

seiner selbst. Darüber hinaus wollte er den Leser anrühren und empfindsam machen. Wessenberg traute den „Maschinenphantasien der Aufklärung“ nicht, die Rührung und Ergriffenheit mechanisch erzeugen wollten.¹⁴⁵ Seine Absicht war, Rührung, Mitleid und Ergriffenheit durch seine Dichtung zu erzeugen, um die Menschen für die Gottesgegenwart in allen Dingen aufzuschließen. Das war auch deshalb möglich, weil ein Teil der Dichtung im Zeitalter der Romantik als „christliche Literatur“, als „religiöse Poesie“ gelten konnte. Jean Paul (1763-1825), den Wessenberg schätzte und häufig zitierte, schrieb 1813 in der „Vorschule der Ästhetik“: „Ursprung und Charakter der ganzen neueren Poesie lässt sich so leicht aus dem Christentume ableiten, dass man die romantische ebensogut die christliche nennen könnte.“¹⁴⁶ Das Christentum und die Dichtkunst stoßen sich nicht ab, sondern können als wesensverwandt gelten. Auf diesem Hintergrund kann Wessenberg als dichtender Gottesmann und Kirchenführer sowie als Verkünder und Volkslehrer auftreten. Die in einer späteren Ergänzung gestellte Frage Jean Pauls: „Wie bringt nun der Dichter die Rührung, dieses Mitleiden mit einem fremden Schmerze, im Leser hervor?“¹⁴⁷ hätte Ignaz Heinrich von Wessenberg womöglich nicht mit literaturtheoretischen Formeln, sondern mit dem Hinweis auf die befreiende Erinnerung an den göttlichen Ursprung des Menschen beantwortet. Und so wäre fraglich, ob wirklich die pädagogischen Überlegungen zur Bildungsfähigkeit des Menschen bei Wessenberg als zentral anzusehen seien, oder nicht doch eher die geistlich-theologischen Bedingungen der „Gottesgegenwart“ im Mittelpunkt stehen und den Vorrang haben. Denn wie in einer Art Selbstdefinition schreibt Wessenberg an einen imaginären Schriftsteller: „Alltägliche Dinge sehen und hören wir beständig; wozu, o Dichter! trägst du den Zauberstab und die Krone, als daß du uns in eine schönere Welt zaubern, uns magisch belehren und erfreuen sollst.“¹⁴⁸ Weltverhaftetheit kann nach Ignaz Heinrich von Wessenberg weder Sinn noch Zweck von Literatur sein. Der Dichter soll „die Sehnsucht guter und schöner Seelen nach dem Unsichtbaren“¹⁴⁹ stärken und fördern. Als Dichter suchte Wessenberg, diesen Anspruch mit seiner großen Sprachbegabung und seiner geistlichen Erfahrung – bei allem Wissen um die eigene künstlerische und menschliche Kontingenz – ins Wort zu setzen.

¹⁴⁵ Vgl. Konrad Paul Liessmann: Reiz und Rührung. Über ästhetische Empfindungen. Wien 2004, S. 47.

¹⁴⁶ Jean Paul: Vorschule der Ästhetik. In: Ders.: Sämtliche Werke, Abtlg. I, Bd. 5., München 1963, S. 93.

¹⁴⁷ Jean Paul: Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule. In: Ders.: Sämtliche Werke, Abtlg. I, Bd. 5., München 1963, S. 478.

¹⁴⁸ Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz 1826/2, S. 20-21.

¹⁴⁹ A.A.O., S. 19.

3.1. Zensur

Wie und wann sich die Dichter und Kirchenvertreter Hebel und Wessenberg erstmals begegneten, lässt sich aufgrund der Quellen nicht sicher beschreiben.¹⁵⁰ Allerdings können wir mit Sicherheit festhalten, dass eine Episode von besonderer Art gab, die eine gegenseitige Kenntnis ab dem Jahr 1814 belegen kann. Die römisch-katholische Kirchenbehörde in Baden beanstandete eine im „Rheinischen Hausfreund“ für das Jahr 1815 abgedruckte Erzählung, welche den Titel „Der fromme Rat“ trägt. Anstößig sei, so die Beanstandung, dass diese Geschichte ein „antikatholische Märlein der düsteren Vorzeit wieder aufwärme.“¹⁵¹

Hebel erzählt in dieser Geschichte das theologische Dilemma, in das ein junger Mann gerät, der auf zwei Geistliche trifft, die beide das eucharistische Brot mit sich führen. Nun stellt sich die Frage, wohin sich der Jüngling seine Verehrungsgeste ausrichten solle. Aus der unerwarteten Situation, in der scheinbar zwei absolute Ansprüche kollidieren, entspringt der Witz dieser Erzählung. Doch zunächst der Text aus dem „Rheinischen Hausfreund“:

Ein frommer Rat

Ein 18jähriger Jüngling ging, noch unerfahren, katholisch und fromm zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist, und es recht meint. Als er aber links umschaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbeizugehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorthier. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu raten. Als er aber den einen Pater mit Bekümmernis anschaute, und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er tun sollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb‘ er den lutherischen Kalender nicht.

¹⁵⁰ Vgl. zum folgenden *Wilhelm Zentner*: Hebel und Wessenberg als Freunde. In: Die Pyramide (Wochenschrift des Karlsruher Wochenblatts) 17, 1928, S. 27-28.

¹⁵¹ *Karl Foldenhauer*: Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg als Freunde. In: Badische Heimat 72 (1992), S. 571.

Der Einschätzung von Karl Foldenhauer, dass es sich hier um eine Wanderanekdote handle, die in verschiedenen Varianten immer wieder erzählt wurde und deren Kernthematik im Bereich des Humors anzusiedeln sei.¹⁵² Doch die katholische Kirchenbehörde sah darin eine gotteslästerliche Tendenz. Da spöttische Texte von dieser Art keineswegs selten waren, liegt die Vermutung nahe, dass die Illustration, die im „Rheinische Hausfreund“ die Anekdote begleitet, erheblich zur Empörung auf der katholischen Seite beigetragen hat.



Der Jüngling, der sich prominent im Schnittpunkt der Bilddiagonalen befindet, trifft auf der Brücke eben nicht einfachhin auf zwei Geistliche, die das eucharistische Sakrament mit sich tragen. Vielmehr gerät er nach der Interpretation des Bildes gleichsam zwischen zwei Fronleichnams-Prozessionen, die jeweils von einem Priester in vollem Ornat und mit präsentierter Monstranz angeführt werden. Weitere Utensilien einer entsprechenden Prozession wie Fahnen und Kreuz fehlen nicht. Ebenso sind Ministranten mit Schellenkränzen zu sehen. Die ikonographischen Anleihen bei der barocken Fronleichnams-Prozession, einem wesentlichen Element der katholischen Frömmigkeit, verstärken den Charakter der Parodie hin zu beißendem Spott. Die eher feinsinnige und humorvolle Erzählung erhält durch das Bild eine markante Verschärfung. Der seelsorglich orientierte Rat des einen Geistlichen, der junge Mann möge doch den Schöpfer verehren, findet sein Echo in der Darstellung. Doch hier wirkt die im Text als weise qualifizierte Geste des Priesters seltsam uneindeutig, da er gleichzeitig die Monstranz

¹⁵² A.a.O., S. 571-572.

in Händen hält. Die eigene Dynamik der Illustration verändert die hintergründige Aussage der Anekdote und verschärfte den Konflikt.

Unter den Zensoren, die die Anekdote bzw. die Illustration nicht goutieren, befand sich neben dem Direktor der katholischen Kirchenbehörde, zwischenzeitlich auch ein päpstlicher Gesandter und weiterhin der Konstanzer Generalvikar von Wessenberg. In dem Kontext dieses Zensurierungsvorgangs wäre also zu erwarten, dass sich Hebel und Wessenberg unter sehr negativen Vorzeichen begegneten. Allerdings legte J.P. Hebel nach der Zensurierung und der Aufforderung zum Umdruck die Redaktion des Rheinischen Hausfreundes nieder und brachte einige unzensurierte Exemplare des Hausfreundes in Umlauf! Wenn es auch keine nachweisbare persönliche Begegnung im Zuge der Zensurierung gab, wussten Wessenberg und Hebel spätestens jetzt, mit wem sie es zu tun haben. Wessenberg selbst war ja ein erklärter Gegner aller abergläubischen Praxis. Die Dichter und Künstler versteht Wessenberg als Vorkämpfer einer spirituell und ethisch eindeutigen Frömmigkeit: „Mithin sey alles Unheilige ihm fremd! Ungeschminckte Frömmigkeit, innige Andacht zu dem Göttlichen, weder von Mystizismus umnebelt, noch vom Aberglauben verdüstert, sey der Schutzgeist deiner Liebe zum Schönen, deines Kunstbestrebens nach würdiger Darstellung desselben.“¹⁵³ Die Wessenberg'sche Position, dass der Dichter, der sich dem Christentum verpflichtet wisse, in der Darstellung des Sittlichen keine Uneindeutigkeit zulasse, hätte sich Hebel unschwer anschließen können.¹⁵⁴

I.H. von Wessenberg hatte mit einer inneren und geistlichen Ausrichtung begonnen, sein Bistum auf den unterschiedlichsten Ebenen zu reorganisieren. Vorgängig analysierte der Generalvikar die Gesamtlage, schuf neue Verwaltungsstrukturen und verbesserte die Kommunikationswege durch die Einrichtung einer pastoralen Zeitschrift für den Klerus. Liturgiereformen, Entwicklung des Büchereiwesens, Errichtung von Volksschulen, Vertiefung der biblischen Kenntnisse und Beseitigung abergläubischer Praktiken gehörten ebenso zum Reformprogramm wie die Sicherung der wirtschaftlichen Grundlage des Bistums.¹⁵⁵ Wobei er Aberglaube nicht religionsphänomenologisch definierte, sondern in seiner theologischen, rationalen und ethischen Fehlfunktion zu verstehen suchte:

„In Unkenntniß Gottes und der Natur, in Abweichung von ihren ewigen Gesetzen und in Vernachlässigung der von Gott und Natur dargebotenen Mittel besteht das Wesen des Aberglaubens. Furcht und Unmäßigkeit sind die Haupttriebfedern seiner Macht.“¹⁵⁶

¹⁵³ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Die christlichen Bilder (wie Anm. 40), Bd. 1, S. 187.

¹⁵⁴ A.a.O., S. 150: „Des Christenthums trefflichste Dichter sind reicher an Ideen und geistigen Schilderungen, als an sinnlich begrenzten und bestimmten Bildern und Charakteren, und dies findet bei den christlichen Dichtern in um so höherm Grade statt, je inniger ihr Gemüth von den Idealen ihrer Religion ergriffen und durchdrungen war.“

¹⁵⁵ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Bd. I/1, S. 32-33.

¹⁵⁶ Ignaz Heinrich von Wessenberg: Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Bd. 1, S. 188.

Wir können also davon ausgehen, dass Wessenberg über die Erzählung „Der fromme Rat“ gar nicht unglücklich war. Aus Rücksicht auf die „Bistums-Räson“ musste er reagieren.

3.2. Annäherung

Zwar noch mit großer Distanz, die in der förmlichen Anrede „Euer Excellenz“ zum Ausdruck kommt, aber zugleich mit einer großen künstlerischen Vertrautheit schreibt Hebel am 11. Juli 1818 von Karlsruhe aus an Wessenberg.¹⁵⁷ Ohne irgendeinen Gram schreibt Hebel an den Dichterkollegen, der ihm offensichtlich seine Gedichtsammlung „Blüthen aus Italien“ zur Begutachtung vorgelegt hatte. Da Hebel bemerkt: „Da mir dismal das Glück versagt ist, persönlich meine Rechenschaft darüber ablegen zu können“ lässt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuten, dass es schon zuvor zu einer solchen Zusendung von Gedichten Wessenbergs an Hebel gekommen war. Der Zensurvorgang von 1814 hatte offensichtlich keinen nachhaltigen Schaden angerichtet. Möglicherweise hatte auch die öffentliche und äußerst schmählische Degradierung Wessenbergs durch die päpstliche Kurie einen neuen, tragfähigen Beziehungsfaden geschaffen. Zudem werden wir damit rechnen können, dass der Generalvikar Wessenberg selbst die religiösen Sonderformen in ihrer Absolutheit kritisiert. Nicht wenige Wallfahren und Frömmigkeitspraktiken unterdrückte Wessenberg, der sich der katholischen Spätaufklärung verpflichtet wusste, während seiner Amtszeit, so beispielsweise die Verehrung der „Drei Jungfrauen“ in Eichsel oder die nicht autorisierte Wallfahrt zu dem Gnadenbild „Maria zur Tanne“ in Triberg.¹⁵⁸

Die Gedichtsammlung „Blüthen aus Italien“, die Wessenberg erstmals im Jahr 1818 publizierte, erschien in seiner Ausgabe „Sämmtliche Dichtungen“ im Jahr 1834 in einer überarbeiteten Fassung. In seinem Brief vom 18. Juli 1818 schreibt Hebel von seinem Interesse, Wessenberg einige poetische Hinweise zu geben. Doch diesen Impuls unterdrückt der lutherische Prälat: „Ich habe die Versuchung unterdrückt, Hochdenselben größere Veränderungen vorzuschlagen. Es ist schwer und mißlich, an Geistesprodukten etwas ändern zu wollen, die so viel Eigenthümlichkeiten haben, und unverzeihlich fast, wenn diese so lebendige Anschauungen der schönen Natur und der Kunstdenkmale wiedergibt und sich in so tief bewegten Gefühlen und lebhaft hervorspringen Ideen ausspricht.“¹⁵⁹ Hebel lobt die Originalität und den persönlichen Stil der Wessenberg'schen Gedichte, wobei er die großen Themen Naturlyrik und Kunstbetrachtungen erwähnt.

¹⁵⁷ *Johann Peter Hebel: Briefe.* Hrsg. und erl. von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957. Bd. 2, S. 626-627.

¹⁵⁸ Vgl. *Max Miller: Klemens Maria Hofbauer, Ignaz Heinrich von Wessenberg und die württembergische Regierung.* In: *Rottenburger Monatsschrift für praktische Theologie* 14 (1930/31), S. 353-360.

¹⁵⁹ *Johann Peter Hebel: Briefe.* Hrsg. und erl. von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957. Bd. 2, S. 627.

In den beiden Briefen, die J.P. Hebel im Januar 1820 an Wessenberg schreibt, haben sich Ton und Atmosphäre bereits ins Freundschaftliche und Vertraute gewendet.¹⁶⁰ Hebel war seit 1819 Prälat der evangelisch-lutherischen Landeskirche und hatte als solcher ebenso wie Wessenberg – dieser als Vertreter des formal noch bestehenden Bistums Konstanz – Sitz und Stimme in der ersten Kammer des Badischen Landtags in Karlsruhe. Die beiden trafen sich nun regelmäßig und hatten darin eine Ebene gleichberechtigter Kommunikation.

Die Anrede lautet in beiden Briefen „Verehrtester“ und wir treffen auf neue Wendungen wie „... Ihnen persönlich die große Verehrung auszusprechen, mit welcher ich jederzeit bin dero ergebenster Diener und Freund.“ oder: „Gott erfreue Sie mit allem, was edle Herzen verdienen und Ihre Wünsche für werth achten.“ Die Möglichkeit der Freundschaft findet im Briefftext also einen ersten vorsichtigen Anklang. Hebel hatte ein solches Vertrauen gefasst, das ihm „den Muth gibt, es Ihnen so ganz schlicht sagen zu dürfen, wie es in mir ist.“ Die Offenheit der Rede, die wesentlich zur Freundschaft gehört, ja sie konstituiert, war für Hebel und Wessenberg möglich geworden.

Neben amtlichen Angelegenheiten kommt in diesen zwei Hebel-Briefen wiederum die Frage nach der Dichtkunst zum Tragen. Die Poesie hatte sich in dieser Zeit zu dem durchgängigen und manifesten Thema im Kontakt der beiden Kirchenmänner entwickelt. Auch wenn von Wessenberg keine Briefe an Hebel vorliegen, können wir zum einen aus der Reaktion von Hebel schließen, dass der Konstanzer Kirchenfürst ihm regelmäßig seine neuesten Werke zukommen ließ. Zu anderen wissen wir aus anderen Zusammenhängen, dass I.H. von Wessenberg ein überaus eifriger Briefschreiber war. Bei dem weitverbreiteten Briefkorpus wäre es zudem nicht ausgeschlossen, wenn einige Schreiben Wessenbergs an Hebel bekannt würden.

Eine neue Dimension innerhalb der Entwicklung des Kontaktes zwischen Wessenberg und Hebel eröffnet ein längerer Brief, den Hebel am 13. Juni 1821 an Wessenberg richtete.¹⁶¹ Nun konnte Hebel den Adressaten mit „Verehrtester Freund“ ansprechen. Zudem kommt er ohne lange Umstände zu einer dezidierten Kritik eines Wessenberg-Gedichtes. Was sich Hebel im Januar 1820 mit dem Hinweis auf die Sprachfreiheit des Künstlers untersagte, ist hier nun möglich geworden. Es finden sich derart konkrete Verbesserungsvorschläge, dass es nicht unangemessen wäre, von einer poetischen Belehrung zu sprechen. Hebel hatte das Gedicht „Am Grab Vergils“ in einer Rohfassung erhalten und korrigierte es, damit es rechtzeitig in dem poetischen Almanach „Rheinblüten“ des Verlegers Gottlieb Braun (1783-1835) abgedruckt werden könne. Hebel schlug dem Dichterfreund drei Änderungen vor, von denen Wessenberg in der abschließenden Fassung zwei unmittelbar übernahm. Die ursprüngliche Formulierung „Still raucht das Meer“ wurde von Hebel – verbunden mit einer ausführlichen Begründung – gänzlich

¹⁶⁰ A.a.O., S. 642-643.

¹⁶¹ A.a.O., S. 657-658.

abgelehnt. Hebel stellte also direkt und ohne Umstände die Kongruenz von Wort und Sinn in diesem poetischen Werke Wessenbergs in Frage. Der Konstanzer Prälat übernahm diese Korrektur vollständig. Ebenfalls kam von seiner Seite die neue Formulierung: „Wo mit Vergil die Muse sich verschwistert“ zum Vorschlag. Das letztlich publizierte Fassung des Wessenberg'schen Gedichtes „Beim Grabe des Vergil“¹⁶² zeigt folglich in zwei von zwölf Zeilen je eine Hebel'sche Formulierung:

Die Rose lächelt, Freund! die Traube glänzt,
Still neigt der Loreer sich zur Myrte.
Gerührt hat hier des Sängers Urn' umkränzt
Manch blut'ger Held, manch blumenreicher Hirte.

Hörst du die Leyer, wie sie leis' erbebt,
Als ob von Geisterhauch durchflüstert,
Ein Nachklang des Gesangs der Höh', entschwebt,
Wo mit Vergil die Muse sich verschwistert.

Wie süß muß seines Liedes Melodie
Hoch oben weh'm im Götterhaine!
Still ruht das Meer; belauschen laß uns sie;
Schwebt nicht sein Schatten dort im Sternenscheine? ..

Dass Wessenberg sich auf so weitgehende Weise in Bezug auf die lyrischen Formulierungen und die metrische Konstruktion eines eigenen Gedichtes unterweisen ließ, darf als außerordentlich gelten und unterstreicht seine Wertschätzung für den Dichterfreund Hebel. Hier haben wir einen tragenden Nachweis für das gewachsene Vertrauen und die Qualität der Freundschaft zwischen den beiden. Wir können resümierend feststellen: Mit Wohlwollen betrachtete der bereits als Dichter und Schriftsteller anerkannte Johann Peter Hebel die literarische Produktion I.H. von Wessenbergs, der sich intensiv um poetischen Austausch bemühte, sowie eine literarische Kommunikation anstrebte, die sich auf das Themenfeld „Dichter, Dichtung und Dichten“ konzentrierte.

Auch wenn Hebel fraglos das literarische Genus des Briefes meisterhaft beherrschte und auch die entsprechenden Sprachkonventionen souverän zu handhaben wusste, so dürfen wir doch die Wendung in einem Brief vom 6. Januar 1824: „Ich bitte Sie, es [das Buchgeschenk] als Zeichen meiner Verehrung und Liebe mit gewohnter Freundlichkeit und Güte von mir anzunehmen.“ in dem Sinn verstehen, dass die freundschaftlichen Bande zwischen Hebel und Wessenberg selbstverständlich und unzweifelhaft geworden waren. Die konfessionellen Grenzen und Begrenzungen, mit denen beide im Zuge der sich verstärkenden Konfessionalisierung im Zuge der Romantik zu kämpfen hatten, konnten Sie mittels der

¹⁶² *Ignaz Heinrich von Wessenberg: Sämtliche Dichtungen.* Bd. 3. Stuttgart 1934, S. 118.

ästhetischen Dimension und mittels der persönlichen Berufung zur Dichtkunst, die bei beiden allerdings mit dem Widerstand der kirchlich-religiösen Verpflichtungen rechnen musste, überbrücken. Der ästhetische und ethische Anspruch des Dichter-Seins bildete dabei einen tragenden Pfeiler dieser Brücke.

3.3. Soziale und pädagogische Verantwortung

Der Neujahrswunsch J.P. Hebels an Wessenbergs Adresse vom 6. Januar 1824 nennt ein elementares Stichwort für das kirchliche und politische Handeln der beiden Protagonisten: „Möge der Himmel alle frommen und menschenfreundlichen Bemühungen segnen, denen Ihr Leben gewidmet ist.“¹⁶³ Die hier thematisierte Menschenfreundlichkeit, die Hebel noch an anderer Stelle seinem Freund Wessenberg zuschreibt¹⁶⁴, charakterisiert eine gemeinsame Handlungslinie, die sich in einem Sozialprojekt konkretisierte. Hebel und Wessenberg waren je auf ihre Art frühe christliche Sozialpolitiker im Großherzogtum Baden. Diese Dimension äußert sich zu einem in der Sorge um die Jugend und zum anderen in den Aktivitäten zur Etablierung von Fürsorgeeinrichtungen für benachteiligte Personen. In dem folgenden Abschnitt wird nun zunächst die Arbeit für Jugendliche und dann das gemeinsame politische Engagement für Heime thematisiert.

Im Verlauf des 17. und des 18. Jahrhunderts hatte sich in der europäischen Kultur das Verhältnis zum Kind und Jugendlichen geändert. Unterschieden nach sozialer Schicht und Bildungsgrad, entwickelte sich eine neue Perspektive für die innerfamiliären Relationen. Da die Familie bis ins späte 18. Jahrhundert wegen der hohen Mortalität ein eher instabiles System war, verließen die heranwachsenden Kinder oftmals den Familienverband, um eine Lehre aufzunehmen oder in fremde Dienste zu treten.¹⁶⁵ Das Verhältnis zu den jüngeren wie den älteren Kindern war unsentimental, streng, distanziert, von Disziplin und Gehorsam, Arbeit und Prügel bestimmt. Doch die im gebildeten Bürgertum begonnene und vom Adel übernommene Entwicklung zur „modernen“ Familie war unaufhaltsam, so dass im Verlauf des 18. Jahrhunderts eine Zäsur anzusetzen ist. In der Schwellenzeit um 1800 wurde auch das Verständnis für das Kind und den jugendlichen Menschen gesamtgesellschaftlich neu definiert: Die große Umgestaltung der Innenbeziehungen der Familie war das Verhältnis zum Nachwuchs. Auch wenn sich diese Verschiebung nicht unmittelbar in allen gesellschaftlichen Gruppen durchsetzte, gilt mehrheitlich: An die Stelle von Gleichgültigkeit, Distanz oder Strenge traten affektive Beziehungen, Wärme und Orientierung am Wohl der nachwachsenden Generation. Kinder wurden zum Objekt spontaner Zuwendung, von Vergnügen

¹⁶³ *Johann Peter Hebel*: Briefe. Hrsg. und erl. von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957. Bd. 2, S. 707.

¹⁶⁴ A.a.O., S. 690.

¹⁶⁵ *Thomas Nipperdey*: Deutsche Geschichte 1800 – 1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983, S. 115.

und Entspannung.¹⁶⁶ Einen wesentlichen Impuls für diesen Prozess bildete bei so unterschiedlichen Reformpädagogen wie Jean-Jacques Rousseau (1712-1778), Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827) oder Friedrich Fröbel (1782-1852) der gemeinsame biblische Ausgangspunkt: „Wir sind Kinder Gottes.“¹⁶⁷ Dieser pädagogische Grundsatz erwächst aus der Vorgabe der geistlichen Gotteskindschaft aller Christen. Während in der antiken Welt Kinder vornehmlich als unfertige Menschen angesehen wurden, als kraft- und bedeutungslose Wesen, die sich auf einer Vorstufe zum Erwachsensein befinden, stellt die herausgehobene Stellung der Kinder im Neuen Testament einen einzigartigen Durchbruch dar.¹⁶⁸ Diesem besonderen Akzent christlicher Gottesrede sind Hebel und Wessenberg in gleicher Weise verbunden.

Hebels Brief vom 13. Juni 1821 kommt daher neben den Gedichten noch auf ein weiteres literarisches Produkt Wessenbergs zu sprechen. Bereits aus dem Jahr 1817 datiert ein eher katechetisch orientiertes Werk, das über die biblische Gestalt des Täufers handelt, und das Wessenberg seinem lutherischen Kollegen zugesandt hatte.¹⁶⁹ Hebel brachte sein positives Urteil über das geistliche Schauspiel erstens dadurch zum Ausdruck, dass er es unverzüglich liest: „Empfangen Sie gerne meinen lebhaftesten Dank für das schätzbare Geschenk ‚Johannes‘, ..., und für den Genuß, des es, obgleich erst einige Stunden mein, mir schon gewährt hat.“¹⁷⁰ Zudem würdigte er, obwohl das kleine Stück insgesamt keinen höheren künstlerischen Ansprüchen genügen konnte, die spirituelle und ethische Darstellung der neutestamentlichen Gestalt: „Wie vollendet und meisterhaft ist die Charakteristik des frommen, muthvollen Täufers.“¹⁷¹ Diese Perspektive der Vermittlung von biblischen Inhalten in einer zeitgemäßen Sprache war auch ein zentrales Anliegen des Pfarrers und Kirchenmannes Hebel. Im Brief vom 6. Januar 1824 kündigt er seinem „verehrtesten Herrn und Freund“¹⁷² an, dass er ihm ein Exemplar seiner biblischen Geschichte für die Jugend „aus der Cottaischen Buchhandlung in Stuttgart“¹⁷³ habe zustellen lassen. Dieses Geschenk erreichte

¹⁶⁶ *Thomas Nipperdey*: Deutsche Geschichte 1800 – 1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983, S. 121.

¹⁶⁷ *Hubertus Lutterbach*: „Was ihr einem dieser Kleinen getan habt, das habt ihr mir getan [...]“. Der historische Beitrag des Christentums zum „Jahrhundert des Kindes“. In: *Jahrbuch für Biblische Theologie* 17 (2002), S. 222.

¹⁶⁸ A.a.O., S. 211.

¹⁶⁹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg*: Johannes, der Vorläufer unseres Herrn und Erlösers. Konstanz 1817.

¹⁷⁰ *Johann Peter Hebel*: Briefe. Hrsg. und erl. von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957. Bd. 2, S. 658.

¹⁷¹ Ebd.

¹⁷² A.a.O., S. 706.

¹⁷³ Ebd.

den Empfänger allerdings erst mit großer Verspätung erreichte¹⁷⁴, obwohl er es bereits im Brief vom 11. Mai 1823 geradezu ungeduldig hatte ankündigen können.¹⁷⁵ Hebel hatte sich sehr beim Entwurf für ein neues biblisches Schulbuch, das den evangelischen Religionsunterricht befördern sollte, engagiert. Er fertigte ein Gutachten an, in dem er für das neue Lehrwerk mehrere Kriterien aufstellte: Es sollte einen klaren und einfachen Satzbau und eine spannende Erzählweise der biblischen Berichte aufweisen und dabei das Alter der jugendlichen Leser – zwischen zehn und vierzehn Jahren – berücksichtigen.¹⁷⁶ Schließlich erhielt Hebel selbst den Auftrag, ein solches Buch zu verfassen. In fünfjähriger Arbeit entstanden die erwähnten Biblischen Geschichten, die 1824 veröffentlicht wurden und bis 1855 als Unterrichtsbuch dienten.¹⁷⁷ Hebels biblischen Geschichten bestehen aus zwei Teilen: Im ersten Band finden sich Geschichten aus dem Alten Testament und der zweite Band greift auf die biblische Überlieferung des Neuen Testaments zurück. Johann Peter Hebel nimmt die biblische Überlieferung als Ausgangspunkt für ethische und geistliche Belehrungen. Seine Schrift will gleichsam eine Art „Chronik des Christentums“ vom Beginn der Schöpfung bis zur Ausbreitung des Christentums sein. Deziert richtet er sich sowohl an die Mädchen, als auch an die Jungen. Die biblische Bildung zielt auf beide Geschlechter. Der zweite Band des Unterrichtswerkes beginnt mit dem Kapitel über Maria von Nazareth, der die Geburt Jesu verkündigt wird. Hebel stellt Maria in der Tradition der Kirchenväter auf typologisierende Weise vor: Keuschheit, Armut und „reine Gottesgläubigkeit“ werden belohnt durch die große Gnade, die Gott gewährt. Aber auf ihr Leben legt sich bereits drohend der Schatten des Schicksals. Es wird die Stunde kommen, in der Maria bitter leiden muss! So erreichte Johann Peter Hebel eine Dramatisierung des biblischen Stoffes, was die Aufmerksamkeit der jungen Leser und Leserinnen erhöhen sollte. Der Fokus, die biblische Tradition für die Jugend durch Intensivierung zugänglich zu machen, gehörte bei Hebel wie bei Wessenberg zum Pflichtprogramm.¹⁷⁸ Auch Wessenberg publizierte Schriften, die der Jugend einen unmittelbaren Zugang zum Evangelium eröffneten.¹⁷⁹ Seine Intention der Vermittlung von biblischem Wissen an Kinder und Jugendliche, sowie einer daraus sich entwickelnden Lebenspraxis ist der Hebels sehr verwandt.

¹⁷⁴ A.a.O., S. 713-714.

¹⁷⁵ A.a.O., S. 689.

¹⁷⁶ *Johann Peter Hebel: Wesen, Werk, Wirkung*, hrsg. von d. Basler Hebelstiftung. Basel 1990, S. 55.

¹⁷⁷ *Johann Peter Hebel: Biblische Geschichten für die Jugend* bearbeitet. Stuttgart / Tübingen 2 Bde. 1824.

¹⁷⁸ Die biblischen Geschichten für die Jugend wurden 1981 wieder aufgelegt und mit zeitgenössischen Illustrationen versehen.

¹⁷⁹ *Ignaz Heinrich von Wessenberg: Das Heilige Abendmal. Ein Angebinde für die Jugend*. Konstanz: 1822. Im weiteren: *Ignaz Heinrich von Wessenberg: Jesus, der göttliche Kinderfreund. Ein Angebinde guter Eltern für gute Kinder beim Austritte aus der Schule*. Konstanz

Beide gingen von einer Einsichtsfähigkeit des Glaubenden und einer pädagogisch orientierten Vermittelbarkeit des Glaubens aus. Zudem ergab sich - trotz unterschiedlicher Konfessionstraditionen - eine gemeinsame Handlungsmaxime: Die Verbesserung der Bildungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendlichen beiderlei Geschlechts! So nimmt es nicht Wunder, dass es nach Auskunft der Sitzungsprotokolle des Badischen Landtags vor allem die Schul-, Sozial- und Kulturpolitik waren, für die sich die Parlamentarier Hebel und Wessenberg engagierten.¹⁸⁰

Nun zum zweiten Punkt des sozialen Engagements, das Hebel und Wessenberg in eine enge Kooperation brachte und innerlich verband: Die politische Arbeit für die Errichtung eines Institutes für taubstumme Menschen. Bereits im Juni 1821 war eine solche Einrichtung Thema in Hebels Briefen an Wessenberg: „Noch höre ich nichts Näheres über das Taubstummeninstitut. Aber ich zweifle nicht, daß die Regierung sich bald für diese gottgefällige Stiftung erklären werde. Wenigstens scheint sie dem Grundsatz zu folgen, dem 1ten Landtag nichts bis zu 2ten schuldig bleiben zu wollen.“¹⁸¹ Die Einrichtung einer Hilfseinrichtung für Taubstumme erwies sich als ein zähes Unterfangen. Hebel und Wessenberg sind zwei Jahre später noch nicht sehr weit vorangekommen: „Ich höre, daß man un-nöthiger Weise um eine nähere Beschreibung der Anstalt in Zürich, und zwar auf dem weitläufigsten Weg durch die Gesandtschaften sich umsehe. Doch geht immer das erfreuliche daraus hervor, daß man sich für die Sache zu interessieren scheint, und ich hoffe, es sey keine blose Ausrede für die Zögerung, daß kein Budget zu Stande gekommen sey, da an die Errichtung des Taubstummeninstitutes nun mit Ernst scheint gedacht zu werden.“¹⁸² Zur Erreichung der konkreten Ziele, so vermutet Karl Foldenhauer, kooperierten Hebel und Wessenberg mit dem angesehenen Staatswissenschaftlers Karl von Rotteck (1775-1840): Antragsstellung und Durchführung der einzelnen Vorhaben – wie die Einrichtung eines evangelischen Lehrerseminars, die Unterstützung bedürftiger Witwen und Waisen oder die Verbesserung des Volksschulunterrichts – scheinen sie im Wechsel vollzogen zu haben.¹⁸³ Grundsätzlich lässt sich für Hebel wie für Wessenberg festhalten, dass sie den eigentlichen Sinn der Aufklärung in den Veränderungen des Alltags sahen, die zur Meliorisierung der Bildung und der Lebensumstände vor allem der unteren sozialen Schichten führten.¹⁸⁴ Allemal waren die Intentionen der Dichter- und Politikerfreunde Hebel und Wessenberg in Bezug auf das Taubstummeninstitut langfristig von Erfolg gekrönt!

¹⁸⁰ *Karl Foldenhauer*: Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg als Freunde. In: *Badische Heimat* 72 (1992), S. 566-

¹⁸¹ *Johann Peter Hebel*: Briefe. Hrsg. und erl. von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957. Bd. 2, S. 658.

¹⁸² A.a.O., S. 690.

¹⁸³ *Karl Foldenhauer*: Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg als Freunde. In: *Badische Heimat* 72 (1992), S. 574.

¹⁸⁴ Ebd.

Während jedoch Johann Peter Hebels Gedächtnis in seiner Kirche mehrheitlich gepflegt wurde und man ihn als bedeutenden Vertreter der kirchlichen Spätaufklärung schätzte und würdigte, wurde seinem Freund Ignaz Heinrich von Wessenberg in seiner Kirche ein gänzlich anderes Schicksal zuteil. Seit einer tendenziösen Stellungnahme von Joseph Görres (1776-1848) gegen Wessenberg im Jahr 1819 wurde Wessenberg durchgängig zum „Hassobjekt“ in der deutschsprachigen Literatur des kämpferischen Ultramontanismus.¹⁸⁵ Für Görres waren es im Wesentlichen zwei Vorwürfe, die man gegen Ignaz Heinrich von Wessenberg erheben musste: Erstens Loslösung einer deutschen Nationalkirche von Rom und zweitens Fügsamkeit der Kirche gegenüber staatlichen Interessen.¹⁸⁶ Görres wusste Wessenberg nicht anders einzuordnen als einen „unlauteren Mann“ und als „Verräther an der Freiheit der Kirche“.¹⁸⁷ Erst die profunden Studien des großen evangelisch-lutherischen Theologen Kurt Aland (1915-1994) konnten zeigen, dass nicht nur das Gegenteil zutrifft, sondern Ignaz Heinrich von Wessenberg zudem den sozialen Nöten seiner Zeit – zum Beispiel der nichtverheirateten, jungen Mütter und der schutzlosen Mädchen – und der gesellschaftlichen Ungerechtigkeit in Sinne der Frohbotschaft Jesu Christi kraftvoll und nachhaltig entgegenwirkte.¹⁸⁸ So war der sorgsame und alle Widerstände überwindende Einsatz für die Konstanzer „Rettungsanstalt für verwaorloste Kinder weiblichen Geschlechts“ mehr als das karitative Steckenpferd eines alternden Prälaten und Kirchenpolitikers. Nach 25 Jahren immer neuer Anstrengungen war die Einrichtung ein Teil seiner selbst geworden. Er nannte sie in den letzten Monaten seines Lebens bezeichnenderweise „mein Herzenskind“.¹⁸⁹ Hier konkretisierte sich der Wesenskern von Wessenbergs geistlicher Haltung! Er nahm es als Verpflichtung an, für junge Menschen in konkreter Not einzustehen. Konsequenterweise vererbte er dem Kinderheim den Hauptteil seines Vermögens.¹⁹⁰ Dieses Testament spiegelt in seiner endgültigen Gestalt deutlich die spirituelle, sozialpolitisch handelnde Persönlichkeit Wessenbergs wider, wie sie sich am Ende eines langen, christlich geprägten Lebens herausgebildet hatte.

Die Freundschaft mit dem herzensverwandten Johann Peter Hebel hat den Freiherrn von Wessenberg wesentlich in dieser Lebensprägung gefördert.

¹⁸⁵ Vgl. *Remigius Bäumer*: Görres und Wessenberg. Zur Kritik von Görres an den kirchenpolitischen Vorstellungen Wessenbergs. In: *Historisches Jahrbuch* 96 (1976), S. 123-147;

¹⁸⁶ *Joseph Görres*: *Teutschland und die Revolution*. Coblenz 1819, S. 74.

¹⁸⁷ A.a.O., S. 76.

¹⁸⁸ *Kurt Aland*: *Wessenbergstudien II. Wessenberg und die Konstanzer Rettungsanstalt*. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des badischen Erziehungswesens. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N.F.* 57, S. 458ff.

¹⁸⁹ A.a.O., S. 515.

¹⁹⁰ *Kurt Aland*: *Wessenbergstudien I*. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N.F.* 56 (1943), S. 558-560.

Der Hebel dank: Laudatio und Urkunde

Hans-J. Schmidt

Was gegensätzlich zu sein scheint, findet und verbindet sich, und es entsteht Neues und Schönes. Dafür stehen auch die beiden Menschen, denen der Hebelbund Lörrach heute den Hebel dank des Jahres 2012 verleiht.

Meine Damen und Herren,

Sie haben recht gehört, in diesem Jahr geht der Hebel dank an zwei Menschen. Es ist eine Frau und ein Mann. Und was sich in diesen beiden Menschen zu Neuem und Schönerem verbindet, ist mehreres:

Es ist Männliches und Weibliches, beides miteinander verknüpft, ergibt rundes Menschliches; es ist Charme, Witz und Klugheit, miteinander verknüpft ergibt sich ein anderer Blick auf die Höhen und Tiefen Menschlichen Lebens.

Es ist Dichtung und Reflexion, miteinander verknüpft entsteht vergnügliche Unterhaltung mit besonnenem Tiefgang.

Es ist Musik und Sprache, miteinander verknüpft bekommt die Sprache eine besondere Klangfarbe.

Es sind drei Sprachen, die wir in unserer Region sprechen: Elsässisch, Französisch, Deutsch; miteinander verknüpft lassen sich die Erfahrungen, die Umstände, auch die Umständlichkeiten menschlichen Seins in der Erinnerung an Vergangenes und in der Hoffnung auf gelingende Zukunft sehr reich, sehr bunt, sehr heiter, ohne schwer triefenden Ernst aber mit anregendem Hintersinn darstellen, entfalten, zu Gehör bringen.

Wer sind nun die beiden:

Hamm und Hummel heißen sie mit Nachnamen – deutscher geht's nimmer. Liselotte - deutscher geht's noch immer nicht; und Jean-Marie – französischer geht's nimmer.

Der Hebel dank des Jahres 2012 geht also an Liselotte Hamm und Jean-Marie Hummel aus Nordheim im Elsass. Ich gratuliere herzlich.

Liselotte Hamm und Jean-Marie Hummel machten sich einen berühmten Namen dadurch, dass sie seit mehr als 20 Jahren grenzüberschreitend leben, denken und arbeiten – das ist der Bezug zu Johann Peter Hebel Nr. 1; die beiden können in verschiedenen Gattungen ausdrücken, was sie uns sagen möchten: Chanson und Text, Gedicht und Prosa – das ist der Bezug zu Hebel Nr. 2 (Hebel lebt ja auch in verschiedenen Gattungen: Gedicht, Erzählung, Abhandlung); die beiden lieben den hintersinnigen Humor – und diese Verknüpfung von Heiterkeit mit Nachdenklichkeit ist der Bezug zu Hebel Nr. 3.

Liselotte Hamm und Jean-Marie Hummel bekamen 1992 den Preis für das deutsch-französische Lied in Saarbrücken und 1994 den André-Roos-Preis für die Förderung von Zweisprachigkeit in Straßburg.

Die Urkunde zu Verleihung des Hebel dankes hat folgenden Wortlaut:

Urkunde

**über die Verleihung des Hebel Dankes im Jahre 2012
durch den Hebelbund Lörrach**

Der Hebelbund Lörrach e.V.
verleiht den Hebel Dank des Jahres 2012

**Frau Liselotte Hamm und Herrn Jean-Marie Hummel
aus Nordheim im Elsass.**

Frau Hamm und Herr Hummel stellen in ihrer gemeinsamen Arbeit
eine Fähigkeit dar, die auch Johann Peter Hebel kennzeichnet:

Sie überschreiten Grenzen,
sie verbinden Lyrik und Prosa,
sie zeichnen menschliches Leben in hintersinnigem Humor und heiterem Ernst.

In den drei Sprachen unserer Region: Elsässisch, Französisch, Deutsch bringen sie
die Erfahrungen, die Umstände, auch die Umständlichkeiten menschlichen Lebens
zu Gehör, dies in Erinnerung an Vergangenes und in der Hoffnung auf gelingende
Zukunft.

Lörrach, den 12. Mai 2012

Hans-J. Schmidt
Präsident des Hebelbundes Lörrach



Literarische Begegnungen

Volker Habermaier

Urs Faes, Zürich, 5. Februar 2012

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Urs Faes, eine Ära ist zu Ende gegangen: Ralph Breisinger hat nach 15 Jahren die Leitung der Veranstaltungsreihe „Literatur grenzenlos“ des Hebelbundes Lörrach abgegeben. Vorstand und Präsidium danken Ihnen, lieber Herr Breisinger, für Ihr langjähriges, erfolgreiches Engagement.

Ich bin stolz und glücklich, dass der erste Gast, den ich vorstellen darf, gerade Urs Faes ist. Herzlich willkommen in Lörrach, lieber Urs Faes!

Urs Faes sei ein stiller Erzähler, schreiben die Kritiker, ein stiller, aber intensiver Erzähler, unaufdringlich leise, aber

bewegend. Nicht immer haben Kritiker Recht – hier doch! Als ich den ersten Roman von Faes las, hatte er mich in seinen Bann gezogen, bevor ich es bemerkt hatte. Was aber ist es, was diesen typischen Urs-Faes-Sound erzeugt?

Zunächst einmal: Urs Faes erzählt spannende Geschichten, häufig Geschichten vom unverhofften Wiedersehen, vom Finden und Verlieren, vom Wiederfinden und Wiederverlieren.

Da trifft etwa ein Therapeut auf einer Krebsstation eine Patientin, seine ehemalige Geliebte. Oder da trifft eine Chorsängerin in Rom ihren ehemaligen Partner, einen mehr oder weniger verkrachten Maler. In einem dritten Roman trifft ein ehemaliger Internatsschüler nach Jahrzehnten die Freundin eines Mitschülers, der (wahrscheinlich) Selbstmord begangen hat. Oder so: Da taucht bei der Lesung eines Schriftstellers eine Dame auf. Sie sei die Geliebte seines längst verstorbenen Vaters gewesen.

Bei Faes heißt es einmal: „Wie man gelebt hatte seither? Kann man darüber reden? Ein Bild geben, das nur annähernd stimmt. Und wichtig wäre bloß, was man auslässt.“ (Alphabet des Abschieds, S. 39) Ein anderes Mal schreibt er: „Ist nicht alles Erinnerte ein später Erzähltes?“ (Liebesarchiv, S. 175)

Das Erzählen selbst also wird zum Thema bei dieser Erinnerungsarbeit. In den Worten von Urs Faes: „Das Vergangene umgraben im Erzählen, die Fundstücke besehen: als gäbe es die Archäologie der Erinnerung.“ (Alphabet des Abschieds, S. 39)



Und was ist das Faszinierende an diesem Erzählen? Die Knappheit der Sprache, das Unaufgeregte. Die Spiegelung des Innenlebens der Figuren in den knapp umrissenen Naturbildern – vor allem in der Lichtführung!

Das poetische Programm von Urs Faes lässt sich in seinen eigenen Worten ausdrücken: „Die Namen musst du dir merken, hatte der Vater gesagt, Grasmücke und Nonnenfink, Wiedehopf und Kirschkernbeißer; nicht von Pilzen sollst du sprechen, sondern vom Röhrling und vom Schierling, vom Täubling und von der Totentrompete. Ich war mir manchmal nicht sicher, ob der Vater die Namen wusste oder erfand, aber ich glaubte ihm. Namen nennen oder Namen geben, schärfte er mir ein.“ (Liebesarchiv, S. 120)

Urs Faes wird in wenigen Tagen 65 Jahre alt. Geboren wurde er in Aarau. Heute lebt er in Zürich und einen Teil des Jahres in San Feliciano in Umbrien. Er studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Ethnologie und wurde an der Universität Zürich zum Dr. phil. promoviert. Sein Werk umfasst Gedichte, Kurzprosa, Theaterstücke und Hörspiele. Heute stehen Essays, Erzählungen und Romane im Vordergrund seines Schaffens.

Urs Faes' Werk ist vielfach ausgezeichnet worden. So erhielt er 2008 den Schweizerischen Schillerpreis. Sein Roman „Paarbildung“ wurde 2010 für den Schweizer Buchpreis nominiert.

Freuen Sie sich mit mir auf Urs Faes: Noch einmal herzlich willkommen!

Carola Horstmann, Denzlingen, und Ulrike Derndinger, Lahr, 18. März 2012

Liebe Zuhörende,

Johann Peter Hebel ist bis heute in der gesamten Welt als Verfasser des Schatzkästleins des Rheinischen Hausfreundes bekannt. Die Philosophen Ernst Bloch und Martin Heidegger schätzten ihn, und die Schriftsteller Elias Canetti und Franz Kafka lernten von ihm, um nur vier Namen zu nennen.

Hebel ist aber auch Mundart-Dichter – und zwar was für einer. Manchmal vergessen wir das vor lauter Brauchtumpflege.

Wie etwa Goethe seine Mundart-Lyrik aufnahm, berichtete der Sohn des berühmten Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voss:

„Ich wollte, Du hättest Goethe den Abend gesehen, als er Hebels Gedichte gelesen. Nach neun Uhr abends lud er mich noch ein. ‚Und wenn Sie im Schlafrock wären‘, sagte der Bediente, ‚Sie sollen nur so zu meinem gnädigen Herren kommen; er muss Sie noch sprechen‘. Als ich kam, sprudelte ein ... Erguss über die Gedichte, der am andern Morgen um sieben schon Rezension war.“

Goethe schätzte die „Allemannischen Gedichte“ außerordentlich, wie sich auch bei einer persönlichen Begegnung im Jahre 1815 in Karlsruhe zeigte. „Dieser (Hebel) wird von der Lattrop, einer Niedersächsin, zum Hersagen seiner Gedichte genötigt. Der arme Mann muss endlich nachgeben und übersetzt jeden Vers ins

Hochdeutsch. Goethe grimmig darüber – man sollt dem Dichter doch die Ehre antun, seine Sprache zu lernen. Die Niedersächsinn wird, da sie noch widerbellt, schön mit ihrem Niedersächsisch und dem Norden geschoren. – Goethe lobt das Oberländische – sagt noch etwas sich auf ein Liebchen beziehendes Elsassische vor.“

Hebel nur ein Mundart-Dichter? Ja, denn in der Mundart, der Sprache, die hier bei uns gesprochen wird, leben seine Gedichte. Aber nur ein Mundart-Dichter, wie es so viele gibt? Nein, das beileibe nicht!

Was aber ist es, das ihn über die vielen hinaushebt? Dieser Hebel spricht die Sprache des Volkes und kennt zugleich die großen Dichter der Vergangenheit und Gegenwart. All dies durchdringt sich in seinen Gedichten. MundArt statt Mundart. Hebel war erst fähig, in der Mundart zu dichten, so in der Mundart zu dichten, als er nicht mehr wie selbstverständlich in ihr lebte. Erst in der Fremde, wenn denn Karlsruhe für einen Wiesentäler fremd sein sollte, erst mit zeitlichem und räumlichem Abstand von seiner Mutter-Sprache wurde er sich ihrer Eigenart und ihres besonderen Klanges bewusst. Das ist die eine Quelle der „Allemannischen Gedichte“.

Die andere benennt er selbst in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 28. Januar 1811: „Schon als Knabe machte ich Verse. Meine Muster waren das Gesangbuch und ein Manuskript (Hebel meint hier vielleicht eine Textsammlung, das „Taschenbuch“ seines Vaters), später Gellert, Hagedorn und sogar Klopstock.“

28jährig liest er die Minnesänger, die ihn erneut anspornen, und sicher werden auch die Psalmen des Alten Testaments und die Dichtung der alten Griechen ihn immer angeregt haben. Aber erst mit 41 Jahren bricht bei ihm das Dichten in alemannischer Sprache durch.

Wer sich des Erbes Johann Peter Hebels annehmen will, der muss auch die heutige, die moderne Mundartliteratur pflegen. Deshalb haben wir zwei Autorinnen eingeladen, die die Hinterlassenschaft des großen Alemannen auf je eigene Weise in die Gegenwart tragen.

Carola Horstmann wurde 1948 in Zell im Wiesental geboren. Sie habe, so sagt sie selbst, „es schon früh als Muschter zu einiger Bekanntheit im Ort und die Lehrer zur Verzweiflung (heute gibt man solchen Kindern wahrscheinlich Ritalin) gebracht“.

Carola Horstmann ist eine Doppel-, ja Dreifachbegabung: Sie spielt Klavier – dies führte zu einem Diplom als Musiktherapeutin. Sie zeichnet gerne – dies führt zu immerhin vier Semestern an der Basler Kunstgewerbeschule. Und dann in Denzlingen – die drei



Söhne sind aus dem Haus – fängt sie an zu schreiben, „vor Schreck“, wie sie sagt. Zuerst entstehen Erzählungen, welche ihre Kindheitserinnerungen festhalten. Das sei geflossen „wie aus einem aufgedrehten Wasserhahn“. Diese ersten Erzählungen waren auf Hochdeutsch geschrieben. Da habe etwas nicht gestimmt, sagt sie, und „übersetzte“ ins Alemannische, genauer: in das Alemannisch ihrer Kindertage, das Wiesentäler Alemannisch. Ein reicher Wortschatz tut sich dem Leser da auf – vielleicht auch für Carola Horstmann erst in der Denzlinger Fremde möglich, wie für Hebel in der Karlsruher Fremde.

2011 folgt ein Gedichtband, auch er im Dialekt. Ihre Stärke, knapp umrissene, einprägsame Bilder entstehen zu lassen, prägt auch ihre Lyrik. Die Themen sind nicht mehr nur die Kindheitserinnerungen. Ihr Motto formuliert sie so: „Schriibe au für hüt, nit nur vo geschtern und vorgeschtern.“

Ulrike Derndinger wurde 1977 in Kürzell in der Ortenau geboren, studierte Theologie und arbeitet heute als Journalistin bei der Badischen Zeitung: Sie gehört zu den Hoffnungen der jüngeren Mundart-Literatur, wie ein Kritiker enthusiastisch bemerkte.

Sie hat ihren ganz eigenen Ton: Nicht nur ihre niederalemannische Mundart tönt so besonders, von der sie sagt, ihre „alemannische Dorfsprache“ sei „karg, aber voll gepackt mit Skurrilem“. Deshalb findet sie die Autorin auch so „sexy.“



Bezeichnend ist auch ihre Art, von Menschen zu sprechen. Ihr Erzählen gibt den Menschen, selbst den seltsamsten Vögeln, eine Sprache, die sie selbst nicht haben, weil sie glauben, ihre Gefühle verbergen zu müssen. Sprache wird dann zum Mittel, diese – manchmal nur demonstrierte – Gefühlsarmut zu durchbrechen. Das gibt ihren Geschichten einen so warmherzigen Ton, das lässt einen aber oft auch betrübt zurück, melancholisch, wie man wohl früher gesagt hätte.

Und das gibt Hoffnung darauf, dass Menschen durch ihre Sprache, durch Sprechen zu sich und zu anderen kommen können. Etwas Hoffnung zumindest.

Bernhard Viel, München/Berlin, 7. Oktober 2012: “Das Glück der Vergänglichkeit“ – Johann Peter Hebel

Liebe HebelFreunde und –freundinnen,
das Hebeljahr 2010 hat eine Reihe neuer Biographien hervorgebracht. Ihre, lieber Bernhard Viel, gehört dazu. Auch der, der mittlerweile jubiläumsjahrgeschädigt



ist, wird froh sein, dass er zukünftig darauf zurückgreifen kann. Es ist vor allem der Zugriff aufs Thema, der interessiert. Der Schutzumschlag Ihres Buches wird geziert von dem schönen Portrait von Philipp Jakob Becker, das auch der Hebelbund für seine Schriften wählt. Ein in blauen Farben changierender Einband umgibt das Buch, das im Untertitel „Das Glück der Vergänglichkeit“ heißt. Verheißungsvoller geht es kaum.

Beginnt man aber zu lesen, ist man schockiert. „Die Welt ist böse, der Mensch dem Menschen ein Wolf.“ So beginnen Sie die Nacherzählung einer

der grausigsten Geschichten Hebels, in der – scheinbar ohne Regung wird’s erzählt – ein Bauernpaar einen Fremden in seinen Stall lockt, um ihn totzuschlagen und auszurauben. Das Bauernkind wird auch ermordet, denn es könnte ja seine Eltern verraten. Erst der Hund des ersten Mordopfers, der nach seinem Herrchen sucht, klärt das Verbrechen. „Etwas Ungerades“ sei vorgefallen, schreibt Hebel scheinbar „höhnisch verharmlosend“. Die Mörder werden vor Gericht gestellt, aufs Rad geflochten. „...und die Raben sagen jetzt: ‚Das Fleisch schmeckt gut‘.“ Wie – bitte – ein Buch über „Das Glück der Vergänglichkeit“ so beginnen? Eine solch entsetzliche Geschichte zum Beweis dafür, dass „die Welt gerecht und gut“ sei? Darin werde, so Viel, der ganze Hebel fassbar: seine erzählerische Ökonomie, die „die gerade in Zeiten der Internet-Kommunikation eigentlich nur erfrischend sein kann“, sein Wirken im Dienst der Volksaufklärung und seine „Zwiespältigkeit und Gebrochenheit“. Diese führen Sie auf den Tod des Vaters und vor allem der Mutter zurück. Diese Erfahrungen – Hebelkenner wissen es – sind in das große Gedicht „Die Vergänglichkeit“ eingegangen, eines der großen Gedichte der Weltliteratur.

Warum aber „Das Glück der Vergänglichkeit“? „...in dieser Erfahrung verstärkt sich alles, was in ihm (Hebel) angelegt ist: die Bescheidenheit, das Schuldgefühl, aber auch der Ehrgeiz, der Wille zum Aufstieg, die Frömmigkeit. So tritt hinter der honorig-gemütlichen Erscheinung Hebels ... ein hochkomplexer, von auseinanderstrebenden Impulsen geprägter Charakter hervor, der die geschlossene Weltordnung der christlichen Theologie ebenso brauchte wie seinen festen Platz in der gesellschaftlichen Ordnung; um nicht zu zerfallen wie Hölderlin oder zu implodieren wie Kleist.“

Im Hinweis auf Hölderlin und Kleist – beide Zeitgenossen Hebels – wird ein Vorzug Ihres Buches fassbar: Sie wollen den „Weltbildern der Hebel-Zeit“ nachspüren, dem „Denkhorizont, ... innerhalb dessen (er) sich bewegte“: Sie erläutern die Auswirkungen der Epoche der Französischen Revolution und der Napoleoni-

schen Kriege auf den badischen Kirchenmann und zeigen die literarischen Muster, an denen der Dichter Hebel sich abarbeitete.

„Wir werden“, so schreiben Sie, „ihn auf der Bühne seiner Zeit auftreten lassen, uns selbst aber in die erste Reihe im Parkett setzen“. Mit solch anschaulichen Bildern, solche anschaulichen Pointen verstehen Sie es, uns Hebel näher zu bringen. Auch dies ist ein Ziel Ihrer Biographie: Sie zitieren nicht nur zum wiederholten Male die Denker und Dichter der Klassischen Moderne, die Hebel bewunderten – Walter Benjamin, Ernst Bloch, Franz Kafka, Oskar Maria Graf. Sie fragen vielmehr danach, warum diese so von Hebel fasziniert waren.

Durch Ihre Arbeiten zum Beginn der Moderne in der deutschen Literatur sind Sie wie kein zweiter prädestiniert, gerade diesem Thema nachzugehen. Sie sind studierter Historiker und promovierter Literaturwissenschaftler. Durch die am Hochrhein lebende Familie Ihrer Frau sind Sie in Sprache und Welt Hebels eingeführt worden.

Im Vorwort Ihrer Hebel-Biographie schreiben Sie: „Mit seinem das alte christliche Weltbild rationalisierenden ganzheitlichen Weltentwurf leistet Hebel das, wonach gerade in unruhigen Zeiten ... verlangt wird: Er stiftet Sinn, er gibt Orientierung. Das ist der Punkt, an dem spätere Autoren anknüpfen konnten.“ So schlüssig und eindeutig sei Hebel aber nicht. Vielmehr kenne er „doppelte Böden“ und lasse Brüche sichtbar werden – „wenn Hebel auch in einer Art trotzigem Aufbegehren der irdischen Vergänglichkeit das Glück einer göttlich begründeten Erlösung entgegenhält.“ Hier ist es: das Glück der Vergänglichkeit!

Markus Ramseier, Pratteln (Schweiz), 4. November 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,
mit Markus Ramseier haben wir einen Schriftsteller eingeladen, der gleich Johann Peter Hebel sowohl in der Hochsprache als auch in der Mundart schreibt. Beide Weisen zu sprechen und zu schreiben werden gleichrangig behandelt, als zwei Sprachen eigener Prägung und eigenen Wertes. Gleichrangig – ja. Gleichartig – nein. Was in der einen Sprache gesagt werden kann, ist in der anderen so nicht möglich.

Allerdings ist die Hochsprache nicht die Sprache nur des Verstandes und der Dialekt nicht die Sprache nur des Herzens. Nein, so einfach ist es nicht: Auch im Dialekt kann gedacht werden und in der Hochsprache gefühlt. Es sind wohl die Klänge, ist wohl der Sound, der zur einen oder anderen Sprache führt. Ramseier sagt selbst: „Ich schätze die Klangfülle des Dialektes und seinen Wortreichtum im Emotionalen, Zwischenmenschlichen, nahe Liegenden.“ Dieses Naheliegende, das den genauen Blick erfordert, ist häufig in der Mundart genauer auszusprechen. Außerdem, so Ram-



seier in seiner Dankesrede zur Verleihung des Hebelndankes 2011, sei die Mundart – ich übersetze in mein Idiom, das Schwäbische – „d Sproch von der Freiheit, in me guete Sinn: von dr Anarchie. Niemerds macht oim Vorschrifte und flickt an oim rom“. So verwundert es nicht, dass Markus Ramseier als Leiter des Dichter- und Stadtmuseums Liestal zum Hebeljahr 2010 eine Ausstellung kuratierte unter dem bezeichnenden Titel „doppelzunge. Im Spannungsfeld von Mundart und Hochdeutsch“.

Ramseier ist 1955 geboren und in Pratteln aufgewachsen, wo er auch heute lebt. Er studierte Germanistik, Romanistik und Anglistik in Basel und wurde mit einer Arbeit über – notabene – „Mundart und Standardsprache im Radio der deutschem und rätoromanischen Schweiz“ promoviert. Er ist nicht nur Dichter, sondern auch Wissenschaftler, Publizist, Lehrer und Verlagslektor; eine Koryphäe auf dem Gebiet der Orts- und Flurnamenforschung. Nach Ausweis seiner Homepage ist er außerdem passionierter Langläufer und Schnitzelbänkler, also fasnächtlicher Bänkelsänger, um es für die Nichteingeborenen zu sagen. Für einen Schnitzelbänkler besteht die Kunst darin, in möglichst wenigen Versen zu einer zündenden Pointe zu kommen.

Ganz gewiss hat diese Tradition Ramseiers Mundarttexte beeinflusst. Wenn die Pointe zünde, so Ramseier selbst, habe er seine Aufgabe erfüllt. Überhaupt ist das Naheliegende häufig Vorlage seiner Texte. Ramseier hat 2004 geschrieben: „Der Raum Basel enthält die Elemente meines Herkommens und meiner Aufbrüche, auf diese Heimat reagiere ich, auch dort, wo sie brüchig wird, das Daheim zum Daneben wird. Nicht das, was aufgeht, kümmert mich, sondern der Punkt, an dem ich eine Person, eine Landschaft nicht mehr verstehe, an dem ihr Geheimnis beginnt. Immer wieder zieht es mich an die Ränder, ... Heimat ist das Spiel der Grenze mit der Grenzenlosigkeit. ... Ich spiele mit, versuche der Angst und Leere zu entkommen, indem ich mir Bedeutung schaffe.“

Ramseiers erster Roman „Mäandertal“ erschien 1994. „... auf einen guten Schnauf durch die tausend Schlaufen des Mäandertales“, hat er mir damals in mein Exemplar geschrieben. Ganz nah beim Menschen, ganz nah bei seiner eigenen Biographie als Flurnamenforscher und gesellschaftlich engagiert – schließlich geht es um das Schweizer Militär – mäandert sich die Geschichte um einen Baselbieter Reservisten durch Vergangenheit und Gegenwart. Anfang und Ende gehen in Reflexion und Erinnerung ineinander auf.

Seit 1994 veröffentlichte Ramseier zwei weitere Romane und zwei Bände mit Kurz- und Kürzestgeschichten. Demnächst wird sein vierter Roman erscheinen: „Vogelheu“. Über Ramseiers Geschichten, die in wenigen Strichen ein Leben skizzieren, mit allen dunklen und allen lichten Stellen darin und allem Unauflösbaren im Offenbaren, möchte ich nichts sagen, sie lieber mit Ihnen hören.

Markus Ramseiers Werk ist mit vielen Preisen ausgezeichnet worden. Sehen Sie es mir bitte nach, wenn ich nur die Verleihung des Hebelndankes durch den Hebelbund Lörrach im Jahre 2011 nenne. Und sei uns, lieber Markus Ramseier, herzlich willkommen.

**Baden 900: Ein fröhlich-kreativer Hebel-Abend im Haus der Volksbildung,
Weil am Rhein, 22. September 2012**
Hans-J.Schmidt



1112, also vor 900 Jahren, wurde Markgraf Hermann in einer Urkunde als Markgraf von Baden zum ersten Mal erwähnt. Unzählige Veranstaltungen in ganz Baden-Württemberg sowie eine große Ausstellung zur Geschichte des Landes des Badischen Landesmuseums im Schloss zu Karlsruhe waren diesem Jubiläum gewidmet. In Weil am Rhein ein erlesenes Schmuckstück dazu: Schülerinnen und Schüler der 6. Klassen des Kant-Gymnasiums in Weil am Rhein gestalteten diesen Abend: Zunächst ein Durchgang durch die Geschichte Badens in diesen 900 Jahren; sodann Darbietungen einiger Kalendergeschichten Johann Peter Hebels in spielerischen Szenen: „Das wohlbezahlte Gespenst“, „Drei Wünsche“, „Seltsamer Spazierritt“. Dazwischen musizierten ein Schüler und eine Schülerin Kompositionen aus der Hebel-Zeit (Franz Danzi, 1763 – 1826). Das Publikum im vollbesetzten Saal applaudierte begeistert.



In dieser Veranstaltung kooperierten zum ersten Male das Kant-Gymnasium in Weil am Rhein, die Stadt Weil am Rhein und der Hebelbund Lörrach.

Dokumente

Hebelpreis

Der Johann-Peter-Hebel-Preis wurde 1935 vom Badischen Ministerium für Kultus und Unterricht begründet; seit 1952 wird er vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg jährlich und seit 1975 alle zwei Jahre als Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg verliehen. Er ist nach dem Schiller-Gedächtnispreis der bedeutendste Literaturpreis dieses Bundeslandes. Mit ihm werden Schriftsteller, Übersetzer, Essayisten, Medienschaffende und Wissenschaftler ausgezeichnet, die dem alemannischen Sprachraum und Johann Peter Hebel verbunden sind. Die Verleihung des Preises findet jeweils am 10. Mai, dem Geburtstag Johann Peters Hebels, in Hausen im Wiesental statt. Der Hebelbund Lörrach ist mit Stimmrecht in der Preis-Jury vertreten (derzeit Vizepräsident Volker Habermaier).

- | | |
|--|--|
| 1936: Dr. h.c. Hermann Burte, Lörrach | 1967: Prof. Dr. Josef Leffiz, Straßburg |
| 1937: Alfred Huggenberger, Gerlikon (Schweiz) | 1968: Hermann Schneider, Basel |
| 1938: Eduard Reinacher, Aichelberg | 1969: Gertrud Fussenegger, Leonding bei Linz a.d. Donau |
| 1939: Hermann Erich Busse, Freiburg i.Br. | 1970: Marie Luise Kaschnitz, Frankfurt/Main |
| 1940: Dr. Enno Rüttenauer, München | 1971: Lucien Sittler, Colmar |
| 1941: Emil Strauß, Freiburg i.Br. | 1972: Kurt Marti, Bern |
| 1942: Prof. Dr. Wilhelm Weigand, München | 1973: Joseph Hermann Kopf, Wien |
| 1943: Jakob Schaffner, Berlin/Basel
(1944/45 wurde der Preis nicht verliehen) | 1974: Gerhard Jung, Lörrach
(seit 1975 wird der Preis nur noch alle zwei Jahre verliehen) |
| 1946: Anton Fendrich, Freiburg i.Br. | 1976: André Weckmann, Straßburg |
| 1947: Franz Schneller, Freiburg i.Br. | 1978: Erika Burkart, Althäusern (Schweiz) |
| 1948: Traugott Meyer, Basel | 1980: Elias Canetti, Zürich |
| 1949: Dr. Wilhelm Hauenstein, Paris | 1982: Maria Menz, Oberessendorf über Biberach a.d.Riß |
| 1950: Prof. Dr. Wilhelm Altweg, Basel | 1984: Prof. Dr. Claude Vigée, Paris |
| 1951: Prof. Dr. Albert Schweitzer, Lambarene | 1986: Peter Bichsel, Bellach (Schweiz) |
| 1952: Dr. Max Picard, Brissago (Schweiz) | 1988: Michael Köhlmeier, Hohemems (Vorarlberg) |
| 1953: Reinhold Zumtobel, Hausen i.W. | 1990: Manfred Bosch, Konstanz |
| 1954: Otto Flake, Baden-Baden | 1992: Prof. Dr. Adrien Finck, Straßburg |
| 1955: Dr. Wilhelm Zentner, München | 1994: Prof. Dr. Peter von Matt, Zürich |
| 1956: Lina Kromer, Obereggenen | 1996: Kundefyt Surdum, Franstanz (Vorarlberg) |
| 1957: Dr. Emanuel Stichelberger, Basel | 1998: Lotte Paepke, Freiburg/Karlsruhe |
| 1958: Prof. Friedrich Alfred Schmid-Noerr, Baden-Baden | 2000: Emma Gunz, Straßburg |
| 1959: Prof. Dr. Carl Jakob Burkhardt, Vinzel (Schweiz) | 2002: Markus Werner, Opfertshofen (Schweiz) |
| 1960: Prof. Dr. Martin Heidegger, Freiburg i.Br. | 2004: Maria Beig, Friedrichshafen |
| 1961: Dr. Albin Fringeli, Nunningen (Schweiz) | 2006: Martin Stadler, Schattdorf (Schweiz) |
| 1962: Richard Nutzinger, Hauingen | 2008: Arno Geiger, Wolfurt/Wien |
| 1963: Prof. Dr. Robert Minder, Paris | 2010: Arnold Stadler, Rast über Messkirch |
| 1964: Albert Bächtold, Wilchingen (Schweiz) | 2012: Karl Heinz Ott, Freiburg |
| 1965: Adalbert Welte, Bregenz | |
| 1966: Dr. Eberhard Meckel, Freiburg i.Br. | |

Hebeldank

Der Hebeldank wird jährlich vom Hebelbund Lörrach e.V. an Persönlichkeiten im alemannischen Raum vergeben, die sich in besonderer Weise im Sinne Hebels verdient gemacht haben – in ganz unterschiedlichen Bereichen: z.B. Kultur, Literatur, Regionalforschung. Der Hebeldank besteht aus einer Urkunde und einem Kästchen, dem nachempfundenen „Schatzkästlein“ (Titel der von Johann Peter Hebel 1811 veröffentlichten Sammlung von Kalendergeschichten), darin ist eine Sonderausgabe dieser Sammlung enthalten. Nach der Gründung des Hebelbundes wurde der Hebeldank erstmals 1949 verliehen. Das Präsidium des Hebelbundes wählt die auszuzeichnenden Persönlichkeiten aus. Die Verleihung geschieht öffentlich bei der jährlichen Veranstaltung „Schatzkästlein“.

- | | |
|--|--|
| 1949: Adolf Glattacker, Lörrach | 1981: Prof. Dr. Raymond Matzen, Straßburg |
| 1950: Prof. Dr. Hans Iselin, Lörrach/Basel | 1982: Dr. Erhard Richter, Grenzach-Wyhlen |
| 1951: Prof. Franz Philipp,
Schönau/Freiburg i.Br. | 1983: Egon Hugenschmidt, Lörrach |
| 1952: Hans Kaltenbach, Lörrach | 1984: Arnold Schneider, Basel |
| 1953: Julius Wilhelm, Lörrach | 1985: Hans Schneider, Freiburg i.Br. |
| 1954: Josef Pfeffer, Lörrach | 1986: Prof. Percy G. Watkinson, Steinen |
| 1955: Prof. Adolf Strübe, Lörrach | 1987: Hanns U. Christen, Basel |
| 1956: Prof. Dr. Karls Asal, Freiburg | 1988: Friedrich Resin sen., Weil am Rhein |
| 1957: Ernst Friedrich Bühler, Steinen i.W. | 1989: Dr. Alfred Toepfer, Hamburg |
| 1958: Prof. Alfred Holler, Lörrach | 1990: Claude Guizard, Colmar |
| 1959: Dr. Otto Kleiber, Basel | 1991: Dr. Hansjörg Sick, Karlsruhe |
| 1960: Emil Hutter, Lörrach | 1992: Prof. Yasumitsu Kinoshita, Kyoto |
| 1961: Emilie Gruber-Winter, Lörrach | 1993: Werner O. Feißt, Baden-Baden |
| 1962: Hans Stössel, Lörrach | 1994: Sylvie Reff-Stern, Ringendorf (Elsass) |
| 1963: Richard Bampi, Kandern | 1995: Dieter Kaltenbach, Lörrach |
| 1964: Ernst Brugger, Freiburg i.Br. | 1996: Michael Raith, Riehen (Schweiz) |
| 1965: Dr. Peter Zschokke, Basel | 1997: Ursula Hülse, Denzlingen |
| 1966: Prof. Dr. Herbert Albrecht,
Rheinfelden (Schweiz) | 1998: Prof. Dr. Walther Eisinger, Heidelberg |
| 1967: Anton Dichtel, Freiburg i.Br. | 1999: Prof. Dr. Marie-Paule Stintzi, Mülhausen |
| 1968: Joseph Rey, Colmar | 2000: Dr. Berthold Hänel, Lörrach |
| 1969: Dr. Robert Müller-Wirth, Karlsruhe | 2001: Dr. Beat Trachsler, Basel |
| 1970: Dr. Ernst Stähelin-Kutter, Basel | 2002: Manfred Bosch, Konstanz |
| 1971: Dr. Gebhard Müller, Karlsruhe | 2003: Gérard Leser, Colmar |
| 1972: Bürgerlicher Sängerverein Lörrach
1833 e.V. | 2004: Inge Gula, Lörrach |
| 1973: Wolfgang Bechtold, Lörrach | 2005: Prof. Dr. Rolf Max Kully, Solothurn |
| 1974: Dr. Karl Friedrich Rieber, Lörrach | 2006: Johannes Wenk-Madoery, Riehen
(Schweiz) |
| 1975: Walter Jung, Lörrach | 2007: Dieter Andreas Walz, Hausen i.W. |
| 1976: Prof. Paul Stintzi, Mülhausen | 2008: René Egles, Pfulgrishheim (Elsass) |
| 1977: Dr. Theo Binder, Lörrach | 2009: Markus Manfred Jung, Kleines Wiesental |
| 1978: Prof. Dr. Georg Thürer, Teufen/St. Gallen | 2010: Uli Führe, Buchenbach bei Freiburg i.Br. |
| 1979: Dr. Hermann Person, Freiburg i.Br. | 2011: Dr. Markus Ramseier, Pratteln (Schweiz) |
| 1980: Gerhard Moehring, Lörrach | 2012: Jean-Marie Hummel und Liselotte
Hamm, Nordheim (Elsass) |

Schriftenreihe des Hebelbundes

- Nr. 1: Richard Nutzinger: Der Stabhalter
Nr. 2: Gerhard Hesse: Rede auf Hebel
1954: Nr. 3: Peter Dürrenmatt: Hebel – heute
1956: Nr. 4: Martin Heidegger: Gespräch mit Hebel
Nr. 5: Johann Peter Hebel: Der Blumenkranz (Gedichtband)
1957: Nr. 6: Eberhard Merkel: Umriß zu einem neuen Hebelbildnis
1958: Nr. 7: Karl Krauth: Hebel als Erzieher
1959: Nr. 8: Carl Jakob Burckhardt: Der treue Hebel
1960: Nr. 9: Hans Thieme: Hebels Verhältnis zur Geschichte
1961: Nr. 10: Rudolf Suter: Hebels lebendiges Erbe
1962: Nr. 11: Friedrich Metz: Hebel und seine Landschaft
1963: Nr. 12: Georg Thüerer: Hebel im Gespräch mit seinem Leser
1964: Nr. 13: Bruno Boesch: Hebels Umgang mit der Sprache
1965: Nr. 14: Robert Feger: Johann Peter Hebel und der Belchen
1966: Nr. 15: Fritz Buri: Wunder und Weisheit in Johann Peter Hebels Biblischen Geschichten
1967: Nr. 16: Lucien Sittler: Hebel und das Elsass
1968: Nr. 17: Karl Schmid: Hebel, der Nachbar
1969: Nr. 18: Hans Trümper: Das Volkstümliche bei Hebel
1970: Nr. 19: Hanspeter Müller: Hebel in meinem Leben
1971: Nr. 20: Camile Schneider: „Vom Hebel einst in meinem Leben zu Hebel heute“
1972: Nr. 21: Lutz Röhrich: Hebels Kalendergeschichten zwischen Volksdichtung und Literatur
1973: Nr. 22: Albin Fringeli: Hebel und die Schweiz
1974: Nr. 23: Uli Däster: Der „Heimatlidener“ Hebel
1975: Nr. 24: Raymond Matzen: Mein Dank an Hebel
1976: Nr. 25: Martin Stern: Zeit, Augenblick und Ewigkeit in Johann Peter Hebels „Unverhofftem Wiedersehen“
1977: Nr. 26: Walther Eisinger: Johann Peter Hebel, ein menschlicher Christ
1978: Nr. 27: Arnold Schneider: Hebel – ein Schulmann und Lehrer des Volkes
1979: Nr. 28: Werner Sommer: Hebel und seine Mutter
1980: Nr. 29: Georg Hirtsiefer: Ordnung und Recht bei Johann Peter Hebel
1981: Nr. 30: Albrecht Goes: Hebel, der Ratgeber
1982: Nr. 31: Ludwig Rohrer: Hebel und seine Leser
1983: Nr. 32: Gerhard Moehring: Johann Peter Hebel und Lörrach
1984: Nr. 33: Konrad Jutzler: Einladung, fromm zu sein – Gedanken zur Theologie Johann Peter Hebels
1985: Nr. 34: Stefan Sonderegger: Johann Peter Hebel als Mundartdichter im Umkreis der Brüder Grimm
1986: Sonderdruck: Johann Kaiser: De Komet (Prolog zum Schatzkästlein 1986)
1988: Nr. 35: Percy G. Watkinson / Gerhard Jung: Die Sonntagspredigt des Präzeptoriatsvikars / Im Caféhaus der Erinnerung
1989: Nr. 36: Jan Knopf: Johann Peter Hebel als Volksaufklärer
1990: Nr. 37: Klaus Oettinger: Himmlische Illumination – Zu Johann Peter Hebels „Betrachtungen über das Weltgebäude“
1991: Nr. 38: Karl Foldenauer: Johann Peter Hebels Jahre in der Residenz (1791 – 1826)
1992: Nr. 39: Yasumitsu Kinoshita: Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht
1993: Nr. 40: Erhard Richter: Johann Peter Hebel und der Realismus des 19. Jahrhunderts – Ein Vergleich mit bekannten Vertretern jener literarischen Epoche
1994: Nr. 41: Peter von Matt: Der Zirkelschmied – Hebels letzter Gauner

- 1996: Nr. 42: Gustav Adolf Benrath: Johann Peter Hebel und seine evangelische Kirche
- 1997: Sonderdruck: 50 Jahre Hebelbund Lörrach: 1947 - 1997
- 1998: Nr. 43: Hans-Martin Gauger: „Die Vergänglichkeit“ – wiedergelesen
- 1999: Nr. 44: Jan Knopf: „...und hat das Ende nicht gesehen“ – Heimat, die Welt umspannend – Hebel, der Kosmopolit
- 2000: Nr. 45: Klaus Oettinger: Wie man in den Wald schreit, so schallt es heraus
- 2001: Nr. 46: Johann Anselm Steiger: Aufklärung des Glaubens, Johann Peter Hebel (1760 – 1826) als Erzähler, Theologe und Aufklärer höherer Ordnung
- 2002: Nr. 47: Johann Peter Hebel in Lörrach – Johann Peter Hebel und Lörrach; Gespräch beim Schatzkästlein am 11. Mai 2002. Teilnehmende: Hubert Bernnat, Lörrach; Nikolaus Cybinski, Lörrach; Markus Manfred Jung, Kleines Wiesental; Gesprächsleitung: Hans-J. Schmidt, Steinen
- 2003: Nr. 48: Christian Schmid: „unsere so verachtete und lächerlich gemachte Sprache...“ Was mit Mundarten geschieht, wenn Grenzen fallen
- 2004: Nr. 49: Guido Bee: Kalbsschlegel statt Heldenmut, Humanität in den Kalendergeschichten Johann Peter Hebels
- 2005: Nr. 50: Hans-Martin Gauger: Johann Peter Hebel und seine Außenseiter – vom Verstehen über Grenzen hinweg
- 2006: Nr. 51: Hansfrieder Zumkehr: „...noch immer lieber bey den jungen als bey uns alten“ – Johann Peter Hebels freundlicher Blick auf den Nachwuchs.
- 2007: Nr. 52: Georg Kreis: „Dass nicht alles so uneben sei, was im Morgenland geschieht, das haben wir schon einmal gehört.“ Die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels als erzählende Wege zur Völkerverständigung
- 2008: Nr. 53: Michael Stolleis: Fromme Ratschläge und Bekehrungsversuche – zu den bleibenden Werten bei Johann Peter Hebel
- 2009: Nr. 54: Karl-Heinz Ott: Andächtige Aufklärung. Schönheit als Sinngebung bei Johann Peter Hebel
- 2010: Nr. 55: Volker Habermaier / Hans-Jürgen Schmidt / Dominik Wunderlin (alle Hebelbund Lörrach): 250 Jahre Johann Peter Hebel – was für ein Leben; Hebel-Panorama: Der ganze Hebel
- 2011: Nr. 56: Eva Thauerer: Die Vernunft des Herzens – Hebels Kalendergeschichten
- 2012: Nr. 57: Michael Bangert: Ästhetik, Lyrik und Prosa – Dimensionen der ‚ökumenischen‘ Dichterfreundschaft zwischen Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg

Das Präsidium des Hebelbundes Lörrach im Jahre 2013

Präsident	Hans-Jürgen Schmidt, Pfr. Dipl.Päd. Rotzlerstr. 5 79585 Steinen Fon: 07627 – 72 56 Fax: 07627 – 922 639 hageschmdre@gmx.de
Vizepräsident	Volker Habermaier, Studiendirektor Kürnberg Haus 105 79650 Schopfheim 07622 – 31 73 vhaberma@web.de
Vizepräsidentin	Inge Hemberger Meierhofstr, 16 79664 Wehr 07762 – 96 63 hemberger@web.de
Rechner	Hanspeter Klicznik 79541 Lörrach
Schriftleiter	derzeit vakant
Verbindungsperson zur Schweiz	Dr. Helen Liebendörfer CH 4132 Muttenz
Verbindungsperson zum Elsass	Dr. Yves Bisch F 68510 Sierentz
Archivar	Axel Huettner, Pfr. 79639 Grenzach
Beirätin	Anita Brödlin 79588 Efringen-Kirchen
Beirätin	Inge Gula 79541 Lörrach
Beirat	Hans-Peter Rapp 79541 Lörrach

Notizen:

Notizen:

Termine 2013

06. Januar 2013 Uli Führe, Buchenbach bei Freiburg, Literarische Begegnung
21. April 2013 Erwin Messmer, Bern, Literarische Begegnung
Jeweils 17.00 Uhr im Dreiländermuseum Lörrach
05. Mai 2013 Hebel-Sonntag: „Hebel und die Musik“ mit Prof. Dr. Dr.h.c.
Dieter Schnebel, Berlin, und dem Gesangsverein Tülingen
unter der Leitung von Birte Niemann
10.00 Uhr, Ev. Stadtkirche Lörrach, anschließend Empfang
im Dreiländermuseum Lörrach
20. Oktober 2013 Markus Manfred Jung, Kleines Wiesental,
Literarische Begegnung
10. November 2013 Arnold Stadler, Rast über Messkirch, Literarische Begegnung
Jeweils 17.00 Uhr im Dreiländermuseum Lörrach

Impressum

- Herausgeber Hebelbund Lörrach e.V.
Rotzlerstr. 5
D – 79585 Steinen
07627 – 72 56
hageschmdre@gmx.de
www.hebelbund-loerrach.de
Hans-Jürgen Schmidt, Präsident
- Redaktion Volker Habermaier
Joachim Jensch (gest.)
Hans-Jürgen Schmidt,
- Fotos gesammelt von Hans-J. Schmidt
- Herstellung Druckerei Deiner, Lörrach
- Konto für Deutschland Sparkasse Lörrach (BLZ 683 500 48)
Konto-Nr.: 10 10 636
- Konto für die Schweiz Post-Giro 40–440616-8

Das „Schatzkästlein“ und die Herstellung dieser Jahresschrift werden in dankenswerter Weise durch das Regierungspräsidium Freiburg i.Br. gefördert.

Hebel Sonntag 2013:
5. Mai 2013 ab 10.00 Uhr in der Ev. Stadtkirche Lörrach
und im Dreiländermuseum Lörrach

F. J. F. F. F.
Hebelbund Lörrach



www.hebelbund-loerrach.de